Miniaturgemälde

aus der

Länder= und Völkerkunde

von den

Sitten, Gebräuchen, der Lebensart und den Kostümen der verschiedenen Völkerschaften aller Welttheile;

mit

Landschafts=und Städteprospecten, Ansichten von Pallästen, und Abbildungen anderer merkwürdiger Denkmäler der älteren und neueren Baukunst überhaupt.

Nach dem Französischen deutsch bearbeitet,

herausgegeben

von

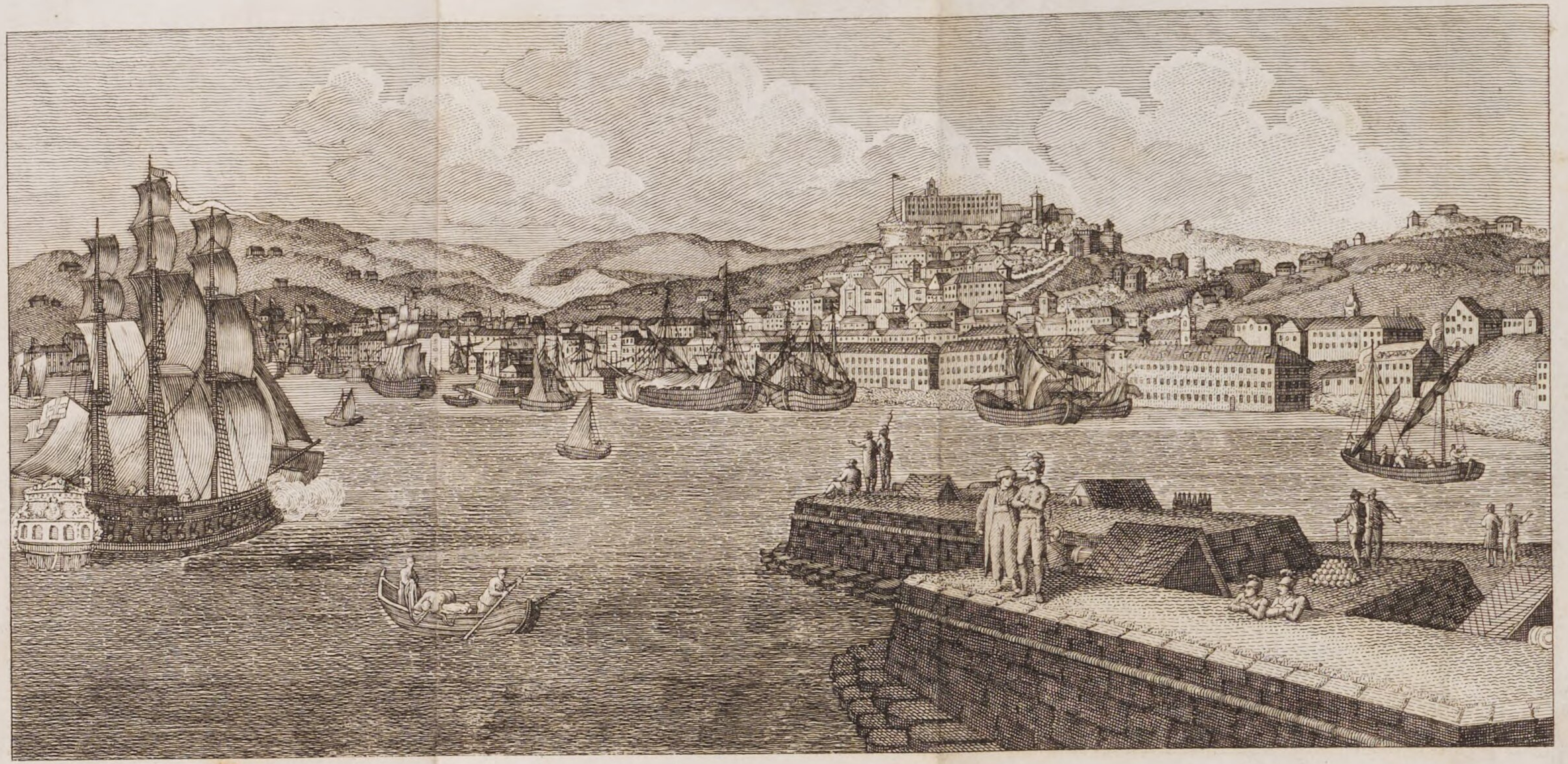
August Ehrenstein.

Zweyte Lieferung: Illyrien und Dalmatien mit 36 Kupfern.

Siebentes Bändchen.

Pesth 1816, bey Konr. Ad. Hartleben.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN



Stadt und Freyhafen von Triest von der Seite des grossen Molo.

Illyrien und Dalmatien,

oder

Sitten, Gebräuche und Trachten der Illyrier und Dalmatier, und ihrer Nachbarn.

Aus dem französischen nach Hacquet, Fortis und Cassas verfaßten Werke

des

Herrn Breton,

übersetzt

von

Janus Pannonius.

Mit 36 Kupfern, theils nach Hacquet's Werke, theils nach neuen Originalzeichnungen.

Erstes Bändchen.

Pesth 1816, bey Konr. Ad. Hartleben.

198 – Cg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Verfassers.

Neben den sittlichen Schilderungen der merkwürdigsten orientalischen Länder und der abstechendsten europäischen Staaten verdient die Illyriens eine Stelle, wegen der Zierlichkeit und Sonderbarkeit der Trachten ihrer Einwohner, welche, nach der Versicherung der glaubwürdigsten Zeugen, hier mit äußerster Genauigkeit dargestellt gegeben werden.

Die aus dem Originalwerke Hacquet's entnommenen Kupfer sind um mehrere, nach noch nicht erschienenen Zeichnungen gestochene, bereichert. Diese wichtige Zugabe rührt von einem Manne her, der in der letzten Zeit eine bedeutende Würde in der Verwaltung der illyrischen Provinzen (des französischen Kaiserreiches) besaß.

Eben desselben Güte verdankt man die Mittheilung einer Abhandlung über das soldatische Kroatien, deren Auszug nicht

der unwichtigste Abschnitt dieses Werkes seyn wird; denn man findet wirklich in den bis heut zu Tage erschienenen Nachrichten über diesen Gegenstand nichts, was sich damit vergleichen ließe, und noch weniger etwas so ausführliches.

Der Verfasser dieses Werkes verschweigt die Verbindlichkeit nicht, welche er dem deutschen Werke des Dr. Hacquet schuldig ist; aber er zeigt zugleich an, daß er sich bestrebt habe, einen etwas trockenen Text, und einen Plan, der durch Übermaß von Methode sündigt, dem Geschmacke französischer Leser anzupassen. Überdieß wurden noch verschiedene merkwürdige Besonderheiten beygefügt, theils aus dem trefflichen Werke des Abbate Fortis (Reise nach Dalmatien), theils aus Cassas malerischer Reise durch Istrien und Dalmatien, in welcher unglücklicher Weise treffliche Beobachtungen nur allzuoft durch eine schwülstige Schreibart entstellt werden.

Nachrede des Übersetzers.

Breton's Werk ist zum größeren Theile ein Auszug aus B. Hacquet's Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven, Leipzig 1801 in 4.; nur einige dalmatische Völkerstämme sind nach anderen Schriftstellern geschildert worden.

Aber Hacquet's Arbeit ist durch viele Auslassungen unterbrochen, besonders bey Beschreibung der Trachten, die doch ein vorzüglicher Zweck beyder Schriftsteller waren, und die anzugeben, Hacquet nie unterlassen hat; manches Mahl betreffen die Auslassungen Vergleichungen oder Anspielungen auf Frankreich, was Breton anstößig war, denn der zarte Franzose zieht

sich nie aus und ist besorgt, weder am Geschmacke, noch an der Eitelkeit seiner Franzosen oder seiner selbst anzustoßen. Ferner erscheint Hacquet's Werk in Breton's Bearbeitung oft so sehr verändert, daß der Sinn entweder unrichtig, oder dem Hacquet's gerade entgegengesetzt ist, was manches Mahl die nicht genugsame Kenntniß der deutschen Sprache deutlich beweiset; sogar einige Kupfer Hacquet's wurden von Breton unrichtig bezeichnet (die Abbildung einer morlachischen Popenfrau als Liburnierinn, worüber man Hacquet Seite 128 und 157 nachsehe; — Breton gab in zwey Kupfern uskokische Weiber, deren erstes auf unserer 15. Tafel, nach H. S. 159 ein uskokisches Mädchen, die zweyte aber nach H. 179 eine wohlhabende Likanerinn von Navigial, aus Hacquets Titelvignette des IV. Heftes genommen ist.

Der Übersetzer hielt es daher für seine Pflicht, das ausgelassene Wichtige zu erse-

tzen, was aus der Quelle (gewöhnlich Hacquet) im kurzen Umrisse geschah; das Falsche und Verdrehte im berichtigten Sinne zu geben. Größere solcher Zusätze unterscheidet die Unterschrift: Zusatz aus Hacquet, Zusatz des Übersetzers; kleinere Verbesserungen, sind nicht angegeben, aber der Übersetzer versichert mit ruhigem Bewußtseyn, daß er alles, was in diesem Werke als Übersetzung von Breton abweicht, aus Hacquet, oder seltener, aus anderen Quellen ersetzt oder berichtigt habe. Doch konnte der Übersetzer nur vier Hefte des H. Werkes benützen, obgleich fünf erschienen sind, und daher nur die Beschreibungen von zwölf Volksstämmen (bis auf die Bewohner von Cattaro) nach H. verbessern. Das Verdrehte und Falsche des französischen Textes ist bey wichtigem Anlasse in Noten dem verbesserten Texte angehängt, um den Abstand sehen zu lassen, und die Ursache der Abweichung der Untersuchung Preis zu geben. Besondere Zusätze sind die

vor den Hauptstücken gelieferten Bestimmungen der Wohnsitze und Sprache der Völkerstämme, um die genauere Bezeichnung derselben zu versuchen; sie sind mit Angabe der Quellen entworfen, und führen die Unterschrift: Zusatz des Übersetzers. — Endlich hat der Übersetzer viele zu kurze, bloß aus einzelnen Sätzen bestehende Absätze des französischen Werkes öfter in einen zusammengezogen, wie es der gleiche Inhalt verlangte.

So suchte der Übersetzer aus dem französischen Werke Breton's wieder ein deutsches, wie es anfangs war, zu machen, ob es gleich auch so, da auch Hacquet seinen Franzosen nicht ganz ausgezogen hatte, noch etwas undeutsch ist, denn nur Richtigkeit, Gründlichkeit und der Reichthum sind der Charakter des deutschen Geistes, dem nur Rundung der Sprache und Geschmack zutreten darf, um sich dem Ideale des Trefflichen zu nähern.

Einleitung.

Die Wenden, Veneten oder Slaven, welche in Europa zuerst von Krain und Tyrol aus an den Gränzen Italiens bekannt wurden, dehnten sich allmählich in Rhätien oder Graubündten, in Schwaben und vielleicht bis nach Franken aus. Sie behaupten heut zu Tage den ganzen Raum zwischen den genannten Ländern und der Ostküste des adriatischen Meeres, stoßen auf einer Seite bis nach Albanien und auf der anderen im Norden bis ans Eismeer. Sie sind die Abkömmlinge der alten Slaven, die durch das ungeheure Nordasien bis nach Kamtschatka vorgedrungen sind, welche die aleutischen Eilande bevölkert und vielleicht selbst auf dem Festlande Nordamerika's gelandet haben. — Die ganze Bevölkerung Rußlands, und die eines Theiles der

Türkey und der Besitzungen des Habsburgischen Hauses ist fast bloß aus Slaven bestehend.

Schon Kaiser Carl IV. traf im Anfange seiner Verwaltung (in der berühmten goldenen Bulle. Kap. 3. *) die ausdrückliche Verfügung, daß alle Churfürsten gehalten seyen, die slavische Sprache zu erlernen, indem er dieselbe wahrscheinlich zur allgemeinen erheben wollte. Selbst der unsterbliche Kaiser Joseph II. glaubte, bey Ergreifung des Staatsruders, seinen Ministern die Frage vorlegen zu müssen, welche von beyden Sprachen, die slavische oder die deutsche, in seinem Staate die herrschende seyn solle? Der Vorzug verblieb der deutschen (obgleich der Vortheil des Staates eher für die slavische Sprache gestimmt haben würde, meint Hacquet).

Der Nahme, den sich heut zu Tage das slavische Volk allgemeiner beylegt, ist der der Slavenzi oder Slavin (Slavoni), das heißt, der rühmlichen oder glorreichen **).

*) Im französischen Werke heißt es 23.

**) Nicht Slasvin nach dem franz. Werke, oder Stawni, was Druckfehler sind.

Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein: daß die Slaven, Veneten oder Sarmaten, anfänglich die Länder am Tanais (Don), am mäotischen Sumpfe und der Meerenge von Kaffa (dem cimerischen Bosphorus) bewohnt haben, also im Osten des heutigen Illyriens und Dalmatiens gelegene Gegenden.

Ihre Lebensart, ihre Kleidung und ihre Sitten sind denen der Tataren und der kaukasischen Völker im allgemeinen sehr ähnlich. — Der Charakter der Slaven ist im allgemeinen eine ausgezeichnete Unerschrockenheit. Die südlicheren derselben, die Dalmaten, waren einst durch ihre Grausamkeit verrufen, und ihre Nachkommen entsprechen noch diesem Zuge; auch ist es bekannt, daß sich die Grausamkeit viel stärker bey den Süd- als bey den Nordländern findet. Nüchtern und geduldig würden sie beugsam sich unter das Joch des häßlichsten Despotismus schmiegen, da sie sich keinen Begriff von einer besseren Herrschaft machen können, und dennoch sind sie, selbst im Elende, fröhlicheren Gemüthes, als die Deutschen. Keine Menschen singen mehr oder aus vollerem Herzen, als die Russen, kein Volk

hat bey so weniger Bildung so viele Anlage zur Poesie, als die Illyrier.

Der Slave ist mäßig, voll Edelmuthes und übt die Gastfreundschaft mit dem größten Vergnügen. Er ist, wie die meisten Asiaten, ob er gleich das Baden leidenschaftlich liebt, im höchsten Grade unreinlich. Die Ursache dieser Unsauberkeit sind seine zu engen Wohnungen, denn in einer Hütte, ja, in einem und demselben Zimmer, oft in der Mitte des Unflathes, schlafen häufig mehrere Familien.

Die gröbsten Beschimpfungen erregen diese Menschen nicht zur Rache, wenigstens doch damahls nicht, wenn sie zur Überlegung Zeit gewinnen. Sie sind von einer langmüthigen Güte, wie alle Völker des Nordens. Der Tod selbst erschreckt sie nicht, und sie scheinen im Leben zu üben, was das Sprichwort der Hindus sagt: Sitzen ist besser als Stehen, Schlafen besser als Wachen, und der Tod selbst ist besser als das Daseyn, denn die Ruhe ist der vollkommenste Zustand.

Unglücklicher Weise ist das Stehlen, wie bey anderen Völkern, auch bey den Slaven verbreitet. Doch ist es bey ihnen weniger zu

Hause, als bey anderen, dem Naturzustande noch näheren Völkern. Dieses Laster erstreckt sich übrigens bey den Slaven größtentheils auf Gegenstände mittleren Werthes, auf Obst und andere schmackhafte Speisewaaren.

Die Leidenschaft für geistige Getränke theilen die Slaven mit ziemlich vielen Völkern, da selbst jene nicht gänzlich von derselben befreyt sind, denen die Religion den Gebrauch dieser Flüssigkeiten versagt.

Die Leibesbeschaffenheit dieses großen Volkes, das unter den Nahmen der Slaven, der Wenden oder Veneten, vor Zeiten der Geten, Jazyger, Anter und Serbier, bey den Griechen noch dem der Spori (nach Gatterer), bekannt war, ist sehr verschieden nach dem Klima, welches die verschiedenen Stämme desselben bewohnen. Die Russen und Tschechen oder Böhmen sind klein und untersetzt, von starkem Knochenbaue, während die Illyrier, die Kroaten (od. Krabaten) und Pohlen schlank, nach guten Verhältnissen gebaut und von starken Muskeln sind. Die Eigenschaft der Wässer hat den größten Einfluß auf die Schönheit und die Gestalt der Völker, und eben so sehr darauf einwirkend sind das Kli-

ma, die Nahrung, die physischen und sittlichen Gewohnheiten.

Die verschiedenen Stämme der Slaven unterscheiden sich durch eigenthümliche Gesichtszüge, was sich aus beyliegenden Umrißgemälden beurtheilen läßt (man sehe das Kupfer). Der Slave ist ein Sauromat aus den nördlichen karpathischen Bergen, der Wende ist ein Nachkömmling der alten Jupidier (also ein Tschitsche! Zus. des Übers.), und der Illyrier ein Einwohner Kroatiens.

Illyrien und Dalmatien.

Die Religion der Illyrier überhaupt.

Die Slaven sind über die Religion, diese Grundfeste der gesellschaftlichen Verhältnisse, nur wenig aufgeklärt. Sie lieben die Feyertage, so wie alle Völker, welche nichts oder fast nichts besitzen, und dem Willen eines Herrn unterthan, nicht für sich selbst arbeiten. Sie üben die Gebräuche ihrer Kirche voll Ehrerbiethung, oft ohne sie nur im mindesten zu verstehen, und ohne Überzeugung, aus. Bey ihnen machen sich, wie bey allen unwissenden Völkern, die Geistlichen als Propheten gültig. Ihre Prediger beschränken sich, anstatt der Auseinandersetzung der Grundsätze einer gesunden Sittenlehre, auf Prunkrednerey, auf Androhungen der Hölle, mit wenigen

Worten, auf Reden, welche der Fassungskraft roher Leute entsprechen. Sie haben, besonders die dem griechischen Ritus ergebenen, vor Gott lange nicht die Ehrfurcht, wie vor den Heiligen, woraus für die Geistlichen bedeutende Vortheile entspringen. Wenn die Menschen oder ihre Heerden an schweren Krankheiten leiden, so bedecken sich die Altäre alsbald mit reichen Opfern. Und so ist das Interesse der Geistlichen, solchen Aberglauben zu unterstützen, der Gesundheit der Einwohner sehr nachtheilig. Denn diese armen Dörfler wenden nun, statt heilsame Arzeneyen zu ergreifen, Beschwörungen und mehr zauberische als fromme Gebräuche an, um einen verderblichen Einfluß, oder eine, nach ihrer Meinung, durch böse Menschen über sie oder ihr Vieh gebrachte Schickung abzuwenden. Der Bilderdienst (denn sie beschränken sich nicht auf bloße Verehrung derselben) ist bey den Illyriern allgemein; sie wallfahrten zu jenen Bildern, welche im Rufe der Wunderthätigkeit stehen, und diese erwerben sich bey einem obgleich getauften Volke ein um so größeres Zutrauen, je ungestalteter sie sind. Man kann sich kaum vorstellen, mit welcher ausgelasse

nen Versinnlichung die Gegenstände der Hölle und des Fegfeuers von ihren Malern dargestellt werden.

Die Einwohner Krains.

Den größten und westlichen Theil Illyriens bildete Krain. Seine Einwohner sind fast bloß Slaven; der Adel und nur ein kleiner von den slavischen Stämmen eingeengter Stamm, die Gottscheer, sind Deutsche. Die Krainer Slaven oder Wenden sind von zwey Hauptstämmen, den Krainern und Slovenzern, die aber nach Büsching nur durch die Aussprache einiger Selbstlauter verschieden sind, und deren beyder Sprache arm ist. Zehn slavische und der einzige deutsche Stamm sind beyläufig im Lande so vertheilt: im Westen wohnen die Geilthaler, die Krainer, die Wipacher, die Karster, die Tschitschen und Poiker; im Osten finden sich die Uskoken, die Dolenzer, die Gottscheer und Krabaten, im Süden hausen die Histreicher und Liburnier. (Zusatz des Übersetzers.)

---

*

Erster Abschnitt.

Die Geilthaler, Silauzi.

Die Geilthaler, Silauzi oder Selauzi, weiblich Silanka, sind Wenden; unter den Winden Slavenzi sind die Geilthaler Silauzi verstanden, nach Hacquet. Das Geilthal liegt im westlichen und südlichen Theile Kärnthens, im West von Villach; seine Gränzen machen im West Italien und Tyrol, im Nord Kärnthen, im Ost Kroatien, im Süd Oberkrain. Seine Ausdehnung erstreckt sich längs des Geilflusses, der eben so wie die Drave nach Osten fließt, und längs der Drave. Es wird in das obere, oder eigentliche Geilthal, und in das untere, oder die windische Mark eingetheilt. Im oberen sind die Orte Doberinz, Ratendorf, Droplach, Möderndorf, u. s. f. (Zusatz des Übersetzers.)

Die Silauzi sind ein slavischer Stamm, der sich am weitesten nach dem Westen Europa's *)

*) In Breton's und Hacquet's Werke heißt es: die sich nach dem Osten Europa's ausdehnten!

ausdehnte und bis an den Fluß Sila vordrang, von welchem er seinen Nahmen erhielt. Sila bedeutet in ihrer Sprache einen Fluß der Stärke, einen Gewaltbach (nach Hacquet), aber im Deutschen heißt er Geil, woher der Nahme Geilthal, der dieses Bezirkes, entstand. Dieses ziemlich enge Thal liegt zwischen den Gränzen Italiens im West, den Bergen Krains im Süd, Kärnthen im Nord, und der Steyermark in Ost; seine Bewohner erstrecken sich entlängs der Drave bis an die Gränzen Kroatiens. Sie sind groß, schlank und von angenehmer Gestalt; ihre Gesichtsfarbe ist braun und die der Haare gänzlich schwarz. Jene von ihnen, welche in den Kalkgebirgen wohnen, sind ohne Kröpfe, während ihre nördlichen Nachbarn, die Kärnthner *), in Granit-, Schiefer- und Thongebirgen dieser Krankheit unterworfen sind, eben so wie der Tölpeley (dem Kretinism), die in einer Schwäche der sittlichen und leiblichen Eigenschaften besteht,

*) In Breton's Werke heißt es kurz weg: während die mehr nördlich wohnenden u. s. f., was aber hier nach Hacquet hergestellt ist.

solche Kranke nennt man hier Gurri, Dogger, Dosten oder arme Häscherle nach Hacquet).

Die Geilthaler sind fromm, ohne jedoch dabey ein gesteigertes Gefühl zu äußern. Ihre Wallfahrten nach dem Laschariberge (im Slavischen der Berg Uscharie) sind weniger die Wirkung eines heiligen Eifers, als der Gewohnheit. Auf diesem heiligen Berge befindet sich eine Kirche mit einem wunderthätigen Liebfrauenbilde, um die der Sammelplatz oftmahligen Vergnügens ist. Die Jugend beyder Geschlechter bringt hier einige Stunden zu, mit der Besuchung der heiligen Standörter den Berg hinan, aber sie macht darauf den Rückweg längs dem steilsten Abhange in weniger als zwanzig Minuten, indem sie auf einem hohlen Brete herabglitschen, auf eben dieselbe Art, welche man am Berge Cenis in Savoyen im Schlitten abfahren nennt (und welche die Knaben zur Winterzeit fast überall auf den beschneyten Hügeln mit Schlitten ausüben. D. Ü.) — Diese Unterhaltung ist zwar mit Gefahr verbunden, aber man vertraut der Geschicklichkeit eines Führers, der die Schlitten in mehreren gewundenen Umwegen über die

Seiten des Berges leitet und den Abgründen mit der höchsten Gewandtheit ausweicht.

Dieses glückliche Völkchen ist höchst fröhlich. An Feyertagen wird nach vollendetem Kirchenbesuche getanzt, wozu jeder Rasenplatz der Tanzboden ist. Die Weiber haben sich schon am Vorabende durch Waschen und Reinigen des ganzen Leibes auf diesen Tanz vorbereitet, die Mädchen aber durch Reiben der Beine und Schenkel mit Stroh und grober Leinwand, was sie mit so vielem Eifer thun, daß diese unteren Theile ihres Leibes noch am folgenden Tage ganz roth erscheinen: man muß in der That sagen, e r s c h e i n e n, denn es gibt wenige Zuschauer des Tanzes, denen ihre Füße (der ganze untere Stock, sagt Hacquet) nicht in die Augen fielen, da ihre Röcke äußerst kurz sind, und sie im Tanzen gewaltig hüpfen und springen. Sie sind weit entfernt, sich dessen zu schämen, und scheinen vielmehr im Gegentheile mit Vergnügen das schauen zu lassen, was zu zeigen bey anderen gesitteten Völkern die Wohlanständigkeit verbiethet. — Ihre Tänze sind eine Art Steyrischer (nach H.) und bestehen in verschiedenen Sprüngen, öfterem Auslassen der Tänzerinnen, und Wegwerfen

des Hutes, welchen die Tänzerinn aufheben, und ihrem Tänzer wieder auffetzen muß, was alles während der heftigsten Bewegungen geschieht *). Die Männer singen dabey ihre Volksgesänge, denen Wohllaut mangelt und manches Mahl noch die äußerste Unanständigkeit im Ausdruck zukömmt. Sie begleiten den Gesang mit der Geige (Gofle), der Cymbel und einer elenden Baßgeige; manches Mahl besteht die ganze Begleitung bloß in der Sackpfeife (dem Dudelsack), welche sie Duda nennen.

Die Heirathsgebräuche sind fast die nähmlichen, welche im übrigen Krain gebräuchlich und weiter unten beschrieben sind. Die Geilthaler verheirathen sich gern außerhalb ihres Dorfes, und suchen die Gegenstände ihrer Zuneigung in der Ferne auf. Bey Erscheinung des zur Verbindung bestimmten Tages (Schenitva) besucht der Bräutigam seine Bestimmte zu Pferde, setzt sie auf sein Pferd vor sich

*) In Breton's Werk heißt es: daß die Tänzerinn ihrem Tänzer den Hut abnehme und wieder aufsetze. Obige Lesart ist nach H. hergestellt.

I.

und bringt sie so zur Kirche. Bey dem auf die Trauung folgenden Tanze befindet sich jederzeit eine Vortänzerinn, die durch viele in die Haare verflochtene Bänder vor den übrigen ausgezeichnet ist. Die Gasterey dauert durch zwey Tage, aber ohne Verschwendung oder Überfluße.

Die Arbeiten des Ackerbaues sind nicht sehr im Gange, und die Geilthaler werden wahrscheinlich davon durch die verderblichen Einflüsse ihres Klima abgeschreckt, denn oftmahl schadet ihren Ernten ein zu später Frühling, ein frühzeitiger Winter oder selbst ein stürmischer Sommer. Die Männer ziehen daher dem Stande des Landmannes den des Eseltreibers oder des Fuhrmannes vor, und ihre Weiber nehmen in den kleinen Städten der Umgegend Dienste. Das hier erzielte Getreide wird in den Thälern dadurch getrocknet, daß man es auf freyem Felde auf viereckigen Gerüsten oder Harpfen, hier Kosouz *) genannt, aufstellt.

Die Trachten der Geilthaler sind eigen-

*) Nicht Kosonz', wie Breton sagt.

thümlich und seltsam, doch waren sie ehemahls noch sonderbarer, als sie es heut zu Tage sind. Die Männer (siehe das beygebundene Kupfer) tragen die Haare kurz; ihre spitzigen Hüte von grüner oder schwarzer Farbe werden allmählich seltener, und nun sind die Hüte gewöhnlich schon sehr niedrig, im Sommer aus Stroh, im Winter aus Filz. Um den Hals tragen sie bloß eine gefaltete, Krause oder, nach österreicher Mundart, ein Kres (pramesh), die mit dem Hemde zusammengenäht ist. Ihr Wamms (hlebz) ist roth; grüne Tragbänder halten die Hosen *), welche nur die halben Beine bedecken, das Oberkleid ist eine braune Jacke. Ihr Winterkleid ist ein Schafspelz (kosmata). Sie tragen Strümpfe aus weißer Wolle und Halbstiefeln oder Bastschuhe (aus wenig gegärbtem Leder, welche opanke heißen).

Die Weiber (siehe das Kupfer) lassen ihr Haar in langen Zöpfen hängen, die Mädchen durchflechten dieselben mit wollenen oder seidenen Bändern von rother Farbe. Der Kopfputz

---

*) In Breton's Werke heißt es: das Wamms sey durch Tragbänder mit den Hosen verbunden.

I.

Ein Geilthaler Silauz.

der verheiratheten Weiber ist eine weite hinten etwas hinabhängende Haube *), die von jener, welche die Frauen der französischen Handwerker vor wenigen Jahren trugen, wenig verschieden ist; sie besteht aus einem langen Streifen **), dessen Enden rückwärts wieder zusammen geheftet werden; sie wird manches Mahl noch mit einem schwarzen Querbande überbunden. Die Weiber tragen ferner ein Halsband aus Glaskorallen, und eine breite musselinene Halskrause mit sehr zarten Falten. Ihr Unterkleid ist gewöhnlich von rother Farbe; der Rock ist gewöhnlich grün und die Schürze blau ***), und beyde sind mit gefärbten Bändern eingesäumt; breite Handkrausen hangen um den Ellbogen. Im Winter haben sie über diese Kleider eine braune Überjacke ****). — Ihr Unterrock bedeckt selten das ganze Bein (er geht nach H. meistens nur bis an die Waden), denn für Gebirgsbewohner ist eine so kurze Tracht nothwendig.

---

*) Ebend. heißt die Haube: eine kleine runde; und

**) sie bestehe aus zwey Streifen.

***) Ebend. der Rock und die Schürze seyen blau,

****) Ebend. das Oberkleid sey ein Mantel.

Ihre Strümpfe sind aus weißer, selten aus gefärbter Wolle; die Schuhe sind mit Bändern oder ledernen Riemen gebunden. Ihren Leib umschließt ein schwarzlederner Gürtel (Pas), der mit messingenen Stiften beschlagen ist; von ihm hängt ein geschlossenes Schnappmesser herab. Die slavischen Weiber *) tragen selten Hüte, außer im Regen oder gegen die brennende Sommerhitze und sie finden täglich mehr Beyfall; sie haben dieselben gewöhnlich an ihrem Arm mittelst einer Schnur hangend.

Das italienische Theater hat die Tracht einiger seiner Possenreisser, nähmlich des Harlekins und seiner Colombine (die jedoch vielmehr Kinder eines nahen Gebirgslandes sind, H.) von der der illyrischen Bauern und vorzüglich der der Geilthaler genommen. Auch hat die hier ganz genau angegebene Kleidung derselben einige Ähnlichkeit mit verschiedenen possierlichen Rollen der alten Prunkaufzüge.

---

*) In Breton's Werke heißt es: die illyrischen Weiber was mit den slavischen nicht gleich bedeutend ist.

I.

Eine Geilthalerin. Silauka.

Die Nahrung der Geilthaler ist gewöhnlich nur aus dem Planzenreiche genommen; sehr selten wird hier Fleisch genossen. Etwas Wein und eine Art Bier, welches jeden Ungewohnten durch seine Bitterkeit abstößt, sind die einzigen berauschenden Getränke, die man hier genießt. Man braut letzteres Getränke, indem man glühend gemachte Steine in die großen Kufen wirft, worin sich das in vielem Wasser vertheilte Malzgut befindet; man siedet alsdann das Gemenge auf und bringt es zur Gährung. Die herausgenommenen Steine werden in dem Hofe des Hauses aufbewahrt, bis sich wieder eine neue Gelegenheit zu ähnlichem Gebrauche findet. Aber bis dahin sind sie allen Arten der Verunreinigung ausgesetzt, was für den es erfahrenden Fremden ein fernerer Grund ist, sich dieses ohnehin unangenehmen Getränkes zu enthalten.

Zweyter Abschnitt.

Die Krainer, Krainze *) oder Oberländer Gorenzi.

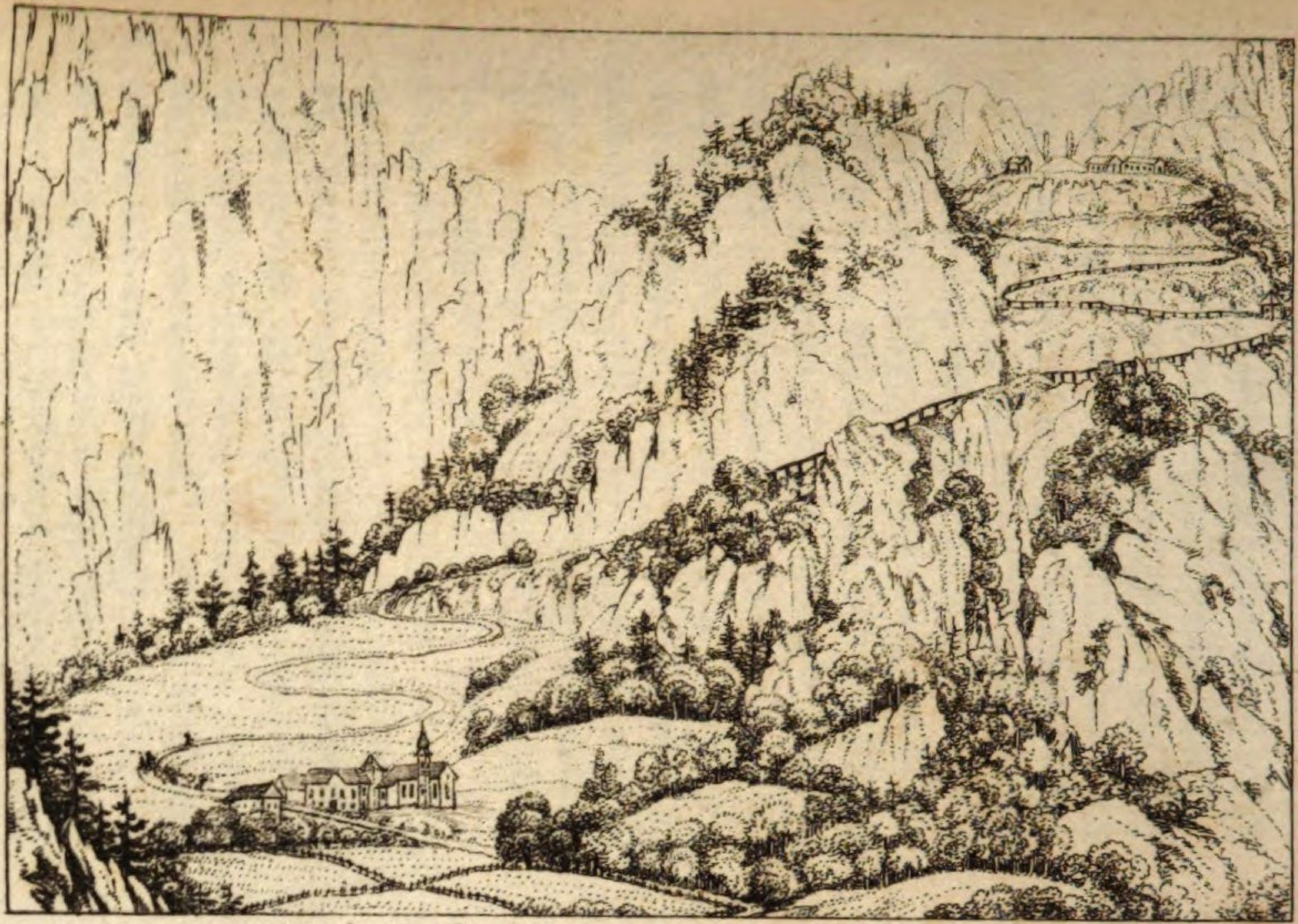
Dieser kleine Stamm gränzt, nach Hacquets Bestimmmung, im Nord und Ost an die Geilthaler, im Süd an die Unterkrainer oder Dolenzi, im West an die Karster, an die Tschitschen, zum Theile an die Friauler und ans adriatische Meer. Die eigentlichen Krainer bewohnen also die julischen Alpen, hohe und gewöhnlich unfruchtbare Alpen, deren Masse meist Urkalk ist; ihr Hauptsitz ist um Oberlaibach (Verhrnika) im Innerkrain, welches zwey Meilen von Laibach, am Flusse Laibach an der Triester Straße, liegt, und am nordöstlichen Anfang der julischen Alpen, nach Luca. Ein Theil ihres Bezirkes ist das in Mittelkrain gelegene dürre Krain, soucha Krai-

*) In Breton's Werke heißt die Aufschrift: die Bewohner Krains, was aber mit Krainern nicht gleichbedeutend ist, da sehr viele und verschiedene Stämme Krain bewohnen.

na, zwischen Laibach und der Gurk, welches gegen fünf Meilen lang ist, und seinen Nahmen von den gänzlichen Mangel aller Brunnquellen erhalten hat, nur die Gurk oder sehr starke Regen verschaffen ihm Wasser. — Die Sprache der eigentlichen Krainer ist arm und unrein, wie es die Sprachen der Gränzvölker im Allgemeinen zu seyn pflegen: italienische und deutsche Worte bilden mit der slavischen Sprache dieses Gemengsel. Auch sind die Krainer schon mit andern Slaven, so mit Belochrobaten gemengt. (H. Zusatz des Übersetzers.)

Der Nahme Krain, lateinisch Carniolia, kömmt von dem slavischen Worte Krai, welches so viel als das Äußerste oder die Gränze heißt (Sollte nicht das deutsche Wort Rain aus eben derselben Quelle stammen? fragt der Übersetzer.) Dieses Wort bedeutet also, daß die Einwohner dieses Landes die westlichsten Slaven sind, das heißt, die Endler, und in der That erstrecken sie sich bis ans adriatische Meer; eben so heißen die Russen, die saporogischen Kosaken oder Haidaniaken am schwarzen Meere Ukraini, da sie die äußerste Gränze im Südost besetzen. H. — Man nennt die Krai-

ner auch Gorenzi, Garenzi (einst Gorantaner, H.) oder die Bergbewohner, Oberländer, nach der Lage und Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes. Ihre hohen Gebirge führten einst den Nahmen der julischen Alpen, sie schließen aber dennoch gegen Süden zwey Flächen ein, deren eine dürre (dürres Krain), die andere aber morastig ist; letztere wird oft von Nauportus des Plinius überschwemmt (H.), und ist also der große Laibacher Morast bey Oberlaibach (D. Übers.). Die Krainer selbst nennen ihr Land Krainska Deshela. Die Gränze zwischen Kärnthen und Krain macht der Loibl. Er liegt zwischen Kirschentheuer in Kärnthen und Neumärktl in Krain, welcher letztere Ort ein Postwechsel zwischen Kirschentheuer und Krainburg ist. Über den Loibl geht die Straße von Klagenfurt nach Laibach; seine Entfernung, von ersterer Stadt beträgt sechs, und von letzterer fünf Meilen. Die Länge dieses Gebirges ist bis an die Steineralpen gerechnet von vier und einer halben Meile, seine Höhe nach Valfassor von 10,274 Fuß, aber nach Carstens mit Wiener Beobachtungen verglichener barometrischer Messung nur 4,030 Pariser Fuß. Er besteht aus dichtem grauen Kalk-


T. Z.

Die Straſse über den Loibl.

steine, hat seine größere Abdachung nach Süden, und ist bis an die Spitze mit Fichten, Lerchen und Eichen bewachsen. An seiner Südseite entspringt in der Nähe des Dorfes im Hammer der Fluß Loibl, der bey Neumärktl in die Feistritz (Bisterze) fließt. — Die Loiblerstraße ist eine Kunstmerkwürdigkeit. Sie wurde in den Jahren 1569 und 70 angelegt, geht in Schlangenwindungen empor, an der Abendseite des Berges über eine hohe Brücke von einem Bogen worunter ein brausender Strom durchstürzt; so setzt sie ihren Weg neben und über tiefe Abgründe der zerrissenen Kalkfelsen nach dem Gipfel fort. Hier führte sonst durch den Felsen ein unterirdisches Gewölbe, hundert fünfzig Schritte lang, zwölf Werkschuhe hoch und vier Ruthen breit; gegenwärtig aber ist die Decke eingestürzt, und der Hohlweg offen. Er ist die wahre Gränze Kärnthens und Krains; vor demselben laden die Kärnthner ihre Waaren um, und die Krainer fördern sie von hier weiter. Lucas Handbuch II. 246. 146. Carsten in Gilberts Annalen der Physik. XX. 202. (Z. d. Ü.

Die Krainer sind groß und wohlgebaut; ihre Weiber zeichnen sich durch die frische Ge-

sichtsfarbe aus, die durch rabenschwarze Haare und höchst lebhafte Augen noch mehr gehoben wird. Sie sind lustig und munter, und führen ein sehr mäßiges Leben. Reine Luft athmen sie und ihr Getränke ist bloßes Wasser, welches aus ihren hohen, größten Theils mit Schnee und Eise bedeckten Gebirgen durch tausend geheime Rinnsale hervorbricht; ihre Nahrung besteht fast bloß im Mehle des Heidekornes, doch kennen sie auch das Getreidebrot (aus Roggenmehle H.). Aus dem Mehle des Heidekornes bereiten sie sich einen Brey, dem sie nach erlangter gehöriger Festigkeit Butter, Speck oder auch Milch, mit etwas Salz zusetzen. Diese Speise, im Lande Sterz genannt, — (sie ist unter diesem Nahmen auch in Österreich, Ungern u. s. w. bekannt, und wird auch aus anderem Mehle bereitet. D. Übers.) ist sehr nahrhaft. Auch machen sie aus dem Kopfkohle durch Säuerung Sauerkraut, Kislekapuz, und zu einer ähnlichen Speise verwenden sie auch die Steckrüben (sauren Rüben). Diese Wurzeln werden aber auch geschält und getrocknet für das ganze Jahr aufbewahrt (um Ostern gespeiset heißen sie hier Alleluja. H.). — Fleisch genießen sie wenig, und noch weniger Branntwein. Ihre südlichen und östlichen Nachbarn

bauen auch Wein, welches Geträ ke daher auch die nicht gar armen Krainer erh alten.

Ihre Wohnung ist, so wie die der Slaven ihrer Vorältern, fast allgem ein eine hölzerne Hütte. Nur in den Dörfern der Fläche bemerkt man einige steinerne Häuser, in den Gebirgen sind fast überall nur elende zerstreute Hütten, mit einem Fensterchen, um doch der äußeren Luft einen Zugang zu gestatten, durch welche man nur mit Mühe den Kopf durchzubringen vermag. Diese Hütten (Hisha) ähneln denen der Russen, und bestehen aus über einander gelegten Fichtenstämmen, die manches Mahl ganz, manches Mahl der Länge nach in zwey Hälften gespalten sind. Die vier Wände werden auf einige Grundsteine aufgeführt *), die dem ganzen Hause zur Grundfeste dienen. Die Zwischenräume der Stämme werden mit Moose ausgestopft, und manches Mahl innen mit Kalk übertüncht. Ein Strohdach, Streha, bedeckt die Hütte, deren Inneres durch Stubenöfen (Petsch) erwärmt wird; Rauchfänge sind auch hier eben so wenig gebräuchlich, wie bey allen Slaven. H.

---

*) In Breton's Werke heißt es: an den vier Ecken befänden sich große Steine.

Da die Dörfer schlecht gebaut sind, so ist dafür die Bauart der Kirchen sehr gut, ja sogar von einer gewissen Schönheit; besonders wird an der Schönheit des Thurmes nichts gespart. Ein Dorf begnügt sich nicht mit einer Kirche, denn manches Mahl hat eine Gemeinde sieben, acht bis neun Kirchen. Diese stehen in der Entfernung einer Stunde auf den Bergen, und sind verschiedenen Heiligen geweiht; aber man besucht dieselben höchstens im Jahre nur einmahl, nämlich am Kirchweihfeste. Diese Bergkirchen haben kein anstehendes Pfarrhaus, und daher sind die Geistlichen (Fari) bey Ausübung ihres dasigen Dienstes bemüssiget, jedes Mahl alle ihre Kirchenkleidung mitzubringen. Die Begehung dieser feyerlichen Tage ist für die Pfarrkinder eine Gelegenheit des Wohllebens und der Unterhaltungen. Unter Zelten und Laubhütten stellen sich fahrende Gastwirthe auf, und nach vollendetem Gottesdienste begibt man sich zum Tanze, und zum Trinkgelage, und die Unordnung dauert von nun bis tief in die Nacht. — Die Stiftung dieser häufigen Kirchen ist für diese Landleute eine sehr beträchtliche Last. Die Pfarrer fahren immer fort, zu Beyträgen aufzumuntern

um eine neue Capelle zu bauen. — Im Winter, wenn die Bergbewohner keine Arbeit vor sich haben, vereinigen sich sechs bis acht Jungen, und ziehen, einen schlechten Bierfiedler an der Spitze, wie Musik machende Zigeuner, im Lande herum. Überall, wo sie durchziehen, setzen sie die Bemittelten in Schätzung und bringen die Mädchen zum Tanze. Das durch ihre Belästigungen von ihnen erpreßte Geld ist dem Scheine nach zu einem frommen Gebrauche bestimmt, aber da diese Herumstreicher von den Abfällen des Almosens leben müssen, so bleibt von demselben fast nichts übrig; überdieß sind sie fast immer betrunken, und so ist es fast unmöglich, daß es ohne Zänkereyen abläuft.

Der Aberglaube dieses Volkes ist noch jener des siebenten Jahrhunderts, als noch Mönche die Arzeneykunde ausübten und sie geweihtes Wasser, Theile der Seliggesprochenen, den Rosenkranz und alle Arten von Amuletten zur Heilung der Krankheiten anwandten. — Der Arzt Hacquet, der hier mehrere Jahre die Arzeneykunde ausübte, hatte gegen eine Menge von Vorurtheilen zu kämpfen und war von Seiten derer, deren Vortheil er beeinträchtigte, mehreren großen Gefahren ausge-

setzt. — Er wollte ein anatomisches Theater errichten und das Volk war thöricht genug, sich einzubilden, sein geheimer Vorsatz sey, alldort alle rothhaarigen Leute, deren er habhaft werden könnte, zu tödten, um deren Blut einem in der Hauptstadt wohnenden Exjesuiten zu verkaufen, der solches zum Goldmachen verwandte; denn es gab damahls zufällig in der That zu Wien einen Geistlichen, der erstaunliche Geldsummen verwendete, um die Feuerfestigkeit des Quecksilbers zu erzwecken. — Endlich nahmen die darüber verbreiteten Gerüchte eine so verdrießliche Wendung, daß Hacquet seinen Nahmen verändern mußte, um seine Reise nach Illyrien fortsetzen zu können, denn niemand wollte ihn für einen Rechtgläubigen erkennen, ob er gleich ein guter Katholik war; man wies mit Fingern auf ihn, als auf einen Lutheraner, denn diese Leute kennen keine andere Secte, als diese, und diese Benennung ist, ihrem Begriffe nach, gleichbedeutend mit der eines Heiden.

Das unglückliche Zutrauen dieses Volkes zu seinen Heiligen gab im Jahr 1774 Anlaß, daß die Stadt Leibach über vierhundert Häuser verlor. Es war nämlich eine Feuersbrunst

ausgebrochen, deren Fortschritte aufzuhalten es noch möglich gewesen wäre, aber das abergläubische Volk begnügte sich damit, St. Florian anzurufen; es wurde dabey auch die Kirche selbst dieses Heiligen ganz eingeäschert, nichts desto weniger wurde dadurch das Zutrauen zu ihm um nichts vermindert. — Die vorzüglichsten Feste der Krainer sind die Kirchweihen, die Hochzeiten, die Wallfahrten und die Johannisfeuer.

Ihre Gesänge sind in der plumpen Bauernsprache verfaßt, deren Armuth auch ihrer Armuth an Begriffen entspricht; sie kennen die Kunst des Stimmenwechsels nicht. Ihre Musikinstrumente bestehen in der Geige (Gofle), der Baßgeige, dem Zymbel und einer aus abgezogenen Rinden gemachten Flöte (Vishala), welche das vorzüglichste Lieblingsinstrument der einzelnen ist. In ihren Tänzen, Pleß, äußern sie eben dieselbe Lebhaftigkeit, als ihre Nachbarn im Geilthale.

Die heirathsmäßige Jugend macht ihre Bekanntschaften im Winter und in den Nachtwachen in allgemeinen Spinnstuben. Die Beleuchtung der Strohhütten, in denen sich die Nachbarn beyderley Geschlechtes versammeln,

ist nicht kostspielig, denn ein brennender Tannenspahn oder eine einzige Kerze leuchtet zehn oder zwölf Spinnerinnen, deren jegliche sich beym Drehen ihres Rädchens mit dem neben ihr befindlichen Liebhaber unterhält. Erzählungen fröhlicher Geschichtchen füllen dabey den Abend aus. Die Krainerinnen spinnen nicht nur den Lein und Hanf, sondern auch die Fasern der Nesselstängel (Urtica dioica), die sie nach der Weise der Baschkiren, der Ostiaken und anderer Völker Sibiriens zubereiten.

Wenn ein junger Krainer heirathen will, so sendet er seiner Auserwählten gemeiniglich einen Bothen, der Snubazhi*) heißt. Wenn der Antrag angenommen wird, so befaßt sich der zu Beweibende selbst **) (Shenen nach H.) mit der Unterhandlung in Bezug der Aussteuer; wenn Alles im reinen ist, so machen sich beyde Theile kleine Geschenke. Nach dem Verlöbnisse werden die Gäste durch den Brautführer und die Brautführerinn, den Drug (so

*) Nicht Sunbazhi, wie es bey Breton heißt.

**) Nicht ein zweyter Vermittler, wie es ebend. gesagt wird.

heißt pohlnisch der Bräutigam und der Brautwerber nach H.) und die Drushiza, eingeladen. Am Hochzeittage begibt sich ein Alter, der Starashina, in das Haus des Bräutigams, führt die Gesellschaft *) mit einer zahlreichen Bande von Musikern zur Wohnung der Braut und schießt öfters Pistolen ab. — Die Braut (an manchen Orten die Ungewisse, Nevesta genannt, da sie ehemahls geraubt wurde. H.) ist prächtig geschmückt; Rosmarinblüthen und Bänder von allen Farben sind in ihren Haaren vertheilt. Nach der ehelichen Einsegnung folgt die Mahlzeit, deren Vorsitz der Starashina hat **). Neben ihm sitzt der Neuvermählte, dann dessen Frau, die Teta oder die Brautmutter, die Führerinn und der Führer der Braut. — Der Starashina leitet dieß alles; er besorgt die Vertheilung der Speisen an die Gäste und macht, mit einem Worte, den Wirth.

---

*) In Breton's Werke heißt es: er hohle die Neu vermählten ab.

**) Ebend. er habe indessen die Mahlzeit besorget.

Bey vielen Heirathen wird, während der ersten Tracht Speisen, bey Geigenmusik getanzt, und Possenspieler (gewöhnlich der Fiedler) ergetzen die Gäste. Manches Mahl wird gegen das Ende der Mahlzeit ein sehr großer Kuchen aufgetragen, den man Pogazha oder Kolazh nennt; doch ist es heut zu Tage gebräuchlicher, eine große Schüssel voll gerollter Mehlspeise mit Butter übergossen (Buttenkuchen, Strukli) aufzusetzen, was von einem Manne, der den Koch vorstellt, geschieht. Vor ihm macht man ein großes Geräusch mit Ofengabeln, Pfannen und anderem Küchengeschirre, als wollte man in hindern, die Vertheilung unter die Hochzeitgäste zu machen, aber der scheinbare Koch entledigt sich seiner Amtsverrichtung mit größter Kaltblütigkeit; und bringt die Kuchen auf den Tisch, von wo sich jeder Gast einen Antheil auf seinen Teller nimmt und zugleich auf einen daneben stehenden Teller etwas Geld für den Koch niederlegt. — Nun erscheint ein Musiker mit einem Teller, auf welchem ein Glas Wein mit Rosmarin geziert steht. Er macht den Kreis um den Tisch und trägt jedem Gaste zu trinken an; während des jedesmahligen Trinkens spielt er auf sei-

ner Geige eine Weise, und wird dafür mit einigem Gelde, das man auf seinen Teller legt, belohnt. Wenn alles genug gespeiset hat, so führt die ganze Gesellschaft die Neuverehligte unter dem Schalle der Musik nach dem ehelichen Hause. Die Begleitung ist noch die Nacht hindurch auf den Füßen, sie begibt sich nach dem Hause der Brautmutter und an andere Orte, wo überall getanzt und wacker getrunken wird. Wenn die Neuverehligten nicht ganz arm sind, so dauert die Hochzeit durch drey, ja selbst mehrere Tage. War einer der beyden Neuverehligten und besonders das Weib vorher im Witwenstande, so stößt der Pöbel während des Zuges zur Kirche allerley Beschimpfungen aus, und macht nebenan eine fortdauernde Spottmusik mit Pfannen, Feuerzangen, Ofengabeln und anderen eisernen Geräthschaften.

Die Niederkunft ist für die Krainerinnen kein umständliches Geschäft. Ehemahls brachte die Unwissenheit der Hebammen häufig die Mutter oder das Kind ums Leben. — Bey widernatürlichen Geburten wurde das Kind oft für immer ein Krüppel, und, ob sich nun gleich in allen Städten und Dörfern Hebammen

befinden, die gewöhnlich alte Weiber sind und den Nahmen Baba, Babza oder Großmutter tragen, so gehen doch noch jährlich viele Weiber durchs Gebären zu Grunde, an den Folgen der Übereilung bey diesem natürlichen Geschäfte. Der schädlichste und verderblichste Gebrauch ist der, daß man den Kindbetterinnen *) unter dem Vorwande, sie zu stärken, vielen Wein zu trinken gibt. — Die Taufe der Kinder hat am achten Tage ihres Lebens Statt, und gibt auch Gelegenheit zu einer Feyer. Ehemahls bestand die Sitte, einem Kinde mehrere Pathen zu geben, und diese hat sich noch in den Gebirgen des Landes erhalten, wo man noch drey bis vier solche ladet: jeder derselben macht der Wöchnerinn seine Geschenke und trägt zur Feyer des ausgeübten Kirchengebrauches bey.

Die Leichenbegängnisse sind sehr einfach. In mehreren Dörfern gibt man nach verflossener Trauerwoche ein großes Fest, Sedmina, das heißt, die Mahlzeit des siebenten

*) So nach Hacquet, bey Breton] heißt] es: den Kreissenden.

Tages (von dem Worte sedem, sieben). Stirbt jemand während der Fasten, so werden diese Mahlzeit und selbst die Kirchengebethe für den Verblichenen bis nach der Fasten verlegt.

Die Fürsoge für den Unterhalt ihres Viehes (Shivina) überlassen die Krainer fast gänzlich der wohlthätigen Natur. Ihre Ställe (Hlev) sind elend gebaut und unreinlich, indem man den ganzen Winter hindurch den Dünger in denselben zurückläßt. Da in diesem Lande der magerste Boden im Jahre zwey Ernten liefert, so braucht der Landmann vielen Dünger, und er ist äußerst kostbar; und daher halten die meisten Bauern mehr Rinder, als sie gut futtern können, nur um eine größere Menge Dünger zu erhalten, aber ohne zu überlegen, daß der Ertrag zweyer gut gefütterter Kühe größer und vortheilhafter ist, als der vier armer Thiere, die man fast Hungers sterben läßt. Eine andere Folge dieser Behandlung ist, daß so schlecht besorgte Kühe im Winter keine Milch geben, und im Frühjahre verschiedenen Krankheiten ausgesetzt sind (besonders, sagt Hacquet, dem Lungenbrande, hier Madly genannt, bey dem das Blut

der Thiere auf der Haut der Menschen Brandbeulen erzeugt.)

In Illyrien sieht man oft, auf dem herrlichen Savestrome Flösse daher schwimmen, welche an die der Ägyptier erinnern; es sind dieß zusammengebundene Fässer mit verschlossenen Mündungen *), auf welchen sonderbaren Fahrzeugen die Menschen in voller Sicherheit schiffen.

Die Bienenzucht wird in Krain mit vielem Fleiße und Erfolge betrieben. Diese schätzbaren Kerbthiere (Insecten) machen aber in jenen Bezirken, in welchen ihre Nahrungsmittel in geringer Menge vorfindig sind, vieles zu schaffen, denn man reiset mit ihnen zur Nachtzeit weiter, wozu man eigene Wägen mit Hängestangen, in denen die Bienenkörbe hangen, gebraucht. Diese Fortschaffung geschieht leicht, da jeder Korb bloß aus sechs zusammengefügten Brettern liegend besteht; an der Vorderseite jedes

---

*) So nach Hacquet; bey Breton heißt es: Es sind dieß Thongefäße, mit der Öffnung nach unten gewendet und fest zusammengebunden! Woher B. das wohl haben mag?

Korbes ist eine Pflanze, ein Thier, oder auch das Bildniß eines Heiligen abgemahlt.

Das Verfahren bey Jagden ist von dem in anderen Ländern gebräuchlichen wenig verschieden. In den Gegenden um Laibach stellt man (nach Art einiger Sibirier, H.) um die Ufer der großen Sümpfe Netze auf, um die wilden Änten, die Kraniche und anderes Wassergeflügel zu fangen. Es gibt in Europa wenige Seen und Moräste, auf denen man im Frühlinge und Herbste eine so große Menge von Zugvögeln vorfindet, als auf dem jener Stadt nahe gelegenen großen Moraste, dessen Breite über eine Stunde Weges beträgt (es ist dieser der Laibacher Morast, der von Oberlaibach gegen Laibach ziehet und durch zwey einfließende Flüsse gebildet wird. (D. Ü.) Hacquet ist der Meinung, daß diese Stätte die erste Rast für die Wandervögel auf ihrem Zuge aus Ägypten und Italien *) (nach dem Norden) sey; denn er fand in dem Schlunde dieser Reiher

*) So nach Hacquet, bey Breton heißt es ganz widersinnig: auf ihrem Zuge aus Italien nach Ägypten.

oftmahls Stückchen Metall, die er von dem ägyptischen Boden ableitet, als kleine Münzen (Asper), Nägel mit pfeilförmigen Köpfen u. d. gl. (H. hatte bloß aus dieser einzigen Gegend über vierzig Äntenarten gesammelt.)

Der Feldbau wird in Oberkrain von den Gorenzi (den Oberländern), wo man keine Weinberge hat, mit Fleiße betrieben. — Da die Beete sehr schmahl sind, und die Dammerde sehr seicht ist, so muß man die Furchen von einander sehr entfernt bilden, damit das Getreide die ihm nothwendige Trockene erhalte. Die Garben werden im freyem Felde auf Gerüsten, Kosouz, aufgehängt und getrocknet. Der verdiente Schriftsteller Anton stellte die wahrscheinliche Muthmaßung auf, daß dieser Gebrauch bey den Krainern noch ein Überbleibsel ihres einstigen Wanderlebens sey. Eben dieselbe Weise findet sich auch noch bey den Japoroger Kosaken, die ebenfalls ein Wanderleben führen, und bey den Tataren Bessarabiens. — Die Krainer verdanken den Deutschen die Ausübung mehrerer Künste; ihnen selbst mangelt zwar nicht die Fähigkeit dazu, sondern viemehr nur die Ausdauer in der Obsicht und Arbeit; wenn sie in strenger Zucht gehalten werden, so über-

treffen sie sogar die Deutschen an Fleiße und Betriebsamkeit. In den Bergwerken von Idria ist der Krainer zugleich Knappe, Zimmermann, Maurer u. dgl. und vollführt alles von ihm verlangte mit vorzüglicher Einsicht, vorzüglich im Bergwerksfache. H. (Kleine Fabriken von Halbtuch (meslanka), härene Siebe, Strohhüte, kleine Waaren von Eisen und Stahl sind die übrigen Zweige seiner Betriebsamkeit. H.)

So arm dieses Land auch ist, und so stiefmütterlich es auch die Natur zum Theile behandelt hat, so zeichnet es sich doch vor dem ganzen übrigen Illyrien durch die Fortschritte einiger seiner Landeskinder in den Wissenschaften aus. Krain hat mehrere Geschichtsschreiber; 1693 that sich hier eine Gesellschaft der Wissenschaften zusammen, die unter dem Nahmen der Arbeitsamen, Academia Operosorum, auftrat, aber sie dauerte das Jahrhundert nicht aus. Vor beyläufig fünfzig Jahren lieferte man eine große Karte dieses Landes in zwölf großen Blättern. Die Naturgeschichte wurde hier mit Erfolge betrieben, und Krain hat eine ausführliche Beschreibung seiner großen Reihe von Mineralien, Salzen,

seiner vulkanischen Erzeugnisse und Versteinerungen, seiner Pflanzen und Kerbthiere, eine Geschichte seiner Erde, Gebirge und Gruben. (Der Verfasser des Originalwerkes, Hacquet, zielt hier auf sein Werk: Orictographia carniolica.) In Krain wurde unter allen Provinzen des österreichischen Staates am ersten eine Lehrstelle der Mineralogie, der Bergwerkswissenschaft und der practischen Chemie errichtet. Doch ist es wieder wahr, daß diese Anstalten nur von kurzer Dauer waren, und mit ihren Begründern wieder eingingen; auch waren letztere immer Ausländer, nahmentlich Italiener und Deutsche, wie es auch die Nahmen derselben bezeugen, als die Sabellici, Valvassor, Scopoli, Bauzer, Schönleben, Dalmatinus, Steinberg, Thalberg, u. m. a. (Geborne Krainer sind Schönleben, Valvassor, Waichard, Thalberg. D. Ü.). Mangel an Ausdauer und baldiges Genügen ist auch hier der Fehler der Krainer, nach H.

Linhard (ebenfalls ein Krainer) behauptet mit Grunde, daß die Verschlagenheit und Falschheit der Krainer kein Zug des Volkscharakters, sondern vielmehr bloß eine Folge ihrer Lage sey (da sie gewöhnlich den minder

seinen Nachbarn, den Kärthner, übertölpeln). Sie haben wenig Neigung zum Stehlen (Kradem) oder rauben höchstens nur Gegenstände minderen Belanges. Die Österreicher hegen gegen sie ein ungerechtes Vorurtheil, so daß manche Krainer in Wien (wo sie meist Franzosen von Laibach heißen *) nach H.) ihr Vaterland zu verläugnen und sich für Illyrier auszugeben bemüssiget waren, um allda Aufnahme zu erhalten. – Unter sich haben sie in jedem fremden Lande einen hohen Zunftgeist! H.

Manche Feyertage, als z. B. Ostern, das bey ihnen Velika — nozh (große Nacht) und Weihnachten, das bey ihnen Boshizh heißt, feyern sie besonders durch Essen von Kuchen, die aus Nüssen **) und Honig bereitet sind: für das erstere Fest sind es radförmige Kuchen (Kolazh), für das zweyte kronenförmige (Potiza).

Die Männer, sie mögen nun ledig oder

*) Diese Stelle ließ Breton, der Franzose, weislich aus.

**) Nicht aus Mandeln, wie Breton sagt.

verheirathet seyn, tragen die Haare rund herum (nach einem aufgesetzten Topfe) kurz abgeschnitten *). Die Farbe der Haare ist, so wie die der Augen, bey beyden Geschlechtern gewöhnlich braunschwarz. Die Männer scheren sich den Bart, und bedecken den Kopf im Winter mit einem schwarzen runden Filzhute (Klobuk), im Sommer mit einem Strohhute; den Hut selbst zieren sie mit einem farbigen Bande, dessen beyde Enden rückwärts hinabhangen. Sie tragen keine Halskrause. Ihre Kleidung besteht in einem sehr langen Hemde (Srjza), welches um den Hals ausgenäht ist, aber keinen Halskragen hat und vorne mit einem Knopfe und einer Ringnadel (Klepernza) geschlossen wird. Ihr Leibel, das sie jedoch nur im Winter gebrauchen, ist von Farbe fast immer roth, und mit kleinen Metallknöpfen besetzt; endlich tragen sie einen braunen Überrock (Sukna) der bis an das Kinn reicht, ohne Säcke und Knöpfe: er ist zum Schließen bloß mit einem Hafte und gewöhn-

*) Sie hätten die Haare auf dem Scheitel in einen Zopf zusammengeflochten, sagt Breton, aber Hacquet schweigt davon.

lich vorne herab mit einem rothen Unterfutter versehen. Die Hosen (Hlazhe) sind kurz, von schwarzer Farbe, aus einem Stoffe, den sie halb aus Leinen, halb aus Wolle selbst bereiten, und den die Italiener Mezzalana, sie selbst Meslanka nennen. Man ersieht aus einer Stelle der heil. Schrift, im Buche Hiob, daß diese Art zu weben bis in die ältesten Zeiten hinaufsteigt. Kaum trägt ein anderes Volk so schlecht gemachte Hosen, denn sie sind so kurz, daß sie kaum den Hintern bedecken. — Viele haben einen Hosenträger (Hlazhar) und um den Leib eine baumwollene Binde (Pas). H. — Im Winter bedecken sie sich mit einem Schafspelze, und bekleiden den Fuß mit Strümpfen, welche ihre Weiber aus weißer Wolle, mit so weiten Maschen stricken, daß sie drey Mannsstrümpfe in einem Tage zu fertigen im Stande sind. Stiefeln (Scornze) tragen die Männer das ganze Jahr hindurch. Da ihre Kleider selten mit Säcken versehen sind, so tragen sie einen kleinen ledernen Ranzen oder Tornister, an einem ledernen Riemen über die Schulter hängend. Mäntel sind bey ihnen nicht im Gebrauche, so, daß sie einen Landstreicher mit dem Nahmen

eines Plajzhar bezeichnen, das heißt, sie nennen ihn einen Mäntler. — Die Hirten in den Bergen tragen Stelzschuhe (Holzschuhe), nicht aus Armuth, wie es auf weichem Boden in Frankreich häufig geschieht*), sondern weil sich die ledernen Sohlen auf dem rauhen Felsboden zu schnell abnützen würden.

Die Weiber kleiden sich einfach, reinlich und mit Zierlichkeit. (Siehe das Kupfer.) Die Mädchen und Weiber haben das Haar in zwey Zöpfe geflochten, welche bey ersteren manches Mahl frey hinabhangen und nur mit einem rothen Bande befestigt sind; aber meisten Theils werden sie auf dem Kopfe um einen metallenen Ring befestigt und von vorne durch ein schwarzes Sammetband niedergehalten. Dieses Band (Shapel) erhebt die Weisse ihrer Gesichtsfarbe außerordentlich. In manchen Bezirken ist dasselbe vier bis fünf Finger breit, und wird rückwärts mit Lahne (Flittergold) behangen. Diese Auszierung tragen nur die Mädchen, ohne eine Haube darüber aufzusetzen. Die verheiratheten Weiber haben

*) Diese Stelle ließ Breton, der Franzose, weislich weg.

I.

Krainerin. Krainiza.

Hauben aus feiner Leinwand, mit breiten Spitzen besetzt, und tragen sie so, daß ihre Haare gänzlich verdeckt sind; ein Band aus Goldstoff oder ein anderes mit Stickereyen geziertes, befestigt diesen Putz um den Kopf. — Die Weiber schlagen über ihre ungezierten Hauben noch ein weißes Kopftuch (Pezha); aber die Mädchen bedienen sich dieser Kopfbedeckung, welche der der Savojerinnen, auf Murmelthierart genannten, ähnlich ist, nur bey schlechtem Wetter, oder um sich vor der Sonnenhitze zu verwahren. — Das Hemde der Weiber ist sehr lang und ohne Ärmel *), und also dem griechischen ähnlich; wenn es aus Leinen ist, so heißt es Hinterft **), aus Wolle Koschula. Darüber erst kommt das eigenthümliche Hemd, das meist nur bis auf den Magen geht, und in sehr viele feine Falten gelegt die Brüste in die Höhe hält; es hat weite Ärmel und Hand-

---

*) Breton sagt: es habe sehr weite Ärmel; allein er ließ die ganze folgende Stelle vom Oberhemde aus, und trug eine Eigenschaft des letzteren auf das erstere über.

**) Hinterft heißt es nach der Verbesserung des in Hacquet's Texte abgedruckten Hinterfort.

krausen von groben Spitzen, und wird am Halse mit einem Knopfe, auf der Brust aber mit einer Hakennadel geschlossen. H. Ihr Leibchen (Mieder) hat einen Saum von abstechender Farbe, und wird von vorne zugeschnürt. Der Rock *) ist von dunkler Farbe, und oftmahls von schwarzen Halbzeuge **), und macht ein Stück mit dem Leibchen. Die Schürze ist manches Mahl mit einem zwey Finger breiten Bande eingesäumt; der lederne Gürtel (Pas) ist mit weißen oder gelben Metallstiften verziert und wird mit silbernen oder versilberten Haften geschlossen; von ihm hängt ein Messer herab. — Die Fußbedeckung dieser Bäuerinnen sind rothwollene Strümpfe, die an der Fußwurzel in viel Falten gelegt sind, und darüber im Winter Schuhe mit niedrigen Absätzen, selten aber Halbstiefeln. Im Sommer gehen sie oft barfuß. Bey hoher Kälte haben sie über ihre gewöhnliche Kleidung ein schwarzes Oberkleid, Sukna (bey den Pohlen Przyiaciotka genannt), mit rothem Saume und Unterfut-

---

*) Bey Breton heißt es: die übrige Kleidung.

**) Aus Seide, sagt Breton, der auch den folgenden Satz weggelassen hat.

ter. — Im Sommer ist sämmtliche Kleidung der verheiratheten Weiber aus weißer Leinwand, nämlich das Unterhemd, das Oberhemd, die Schürze und das Kopftuch).

Der Grund, warum diese Kleidertracht seit so langer Zeit ohne alle Umänderung besteht, ist, weil Krain seit Jahrhunderten selten von Ausländern, ausgenommen von Soldaten, besucht ward. Dieses Land war selbst im österreichischen Staate „unbekanntes Land" *). Wenn ein Adeliger diese Gebirge verließ, um sich zu Pferde nach Wien zu begeben, so nahm er Abschied von allen seinen Bekannten, und von allen seinen Freunden, gerade so, wie es jemand machen würde, der sich nach der neuen Welt einschiffen wollte. — Unter Kaiser Carl VI eröffnete sich für diese Gegend der Zug eines Handels mit Österreich, denn da er damahls aus Spanien kommend im Triester Hafen landete **), so dachte man darauf, hier Hauptstraßen zur Verbindung

---

*) Geht hier Hacquet nicht zu weit?

**) Breton gab dieß so: da die Spanier damahls den Triester Hafen häufig besuchten.

jener Seestadt mit den österreichischen Staaten anzulegen.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts befanden sich in ganz Krain nur zwey Menschen, die Wägen besaßen; diese waren der Vicedom oder Vidam des Landes, und der Bischof von Laibach; aber auch diese beyden Fahrgeräthe waren sehr elend. Der Adel beyderley Geschlechts begab sich nach der Hauptstadt zu Pferde.

Die Anhänglichkeit dieses Volkes an seine Gebirge ist nicht zu beschreiben: sie würden lieber lange und alle erdenklichen Übel, ja selbst den Hunger ertragen, als dieselben geradezu verlassen. Um einen Begriff von ihrer Vaterlandsliebe zu erhalten, ist es hinreichend, den südlichen Theil des Landes zu besuchen: hier findet man elende Hütten auf dürren Bergen zerstreut; die armen Bauern müssen die Erde in die Vertiefungen der Berge zutragen, um einige Körner säen und ärnten zu können; einige Ziegen und Schafe, zu deren Tränkung sie mehrere Meilen weit ziehen müssen, sind ihr einziger Nahrungsquell, denn da in diesen Bergen weniger Wälder sind, so sind auch die Quellen selten, und außerdem gibt es hier

noch viele unterirrdische Höhlen, welche die wenige Feuchtigkeit auch noch wegnehmen. — Aber nicht die Natur allein hat ihre kostbarsten Geschenke dieser Gegend versagt, sondern es scheinen sich sogar die Elemente gegen dieselbe verschworen zu haben: der schreckliche Nordostwind, den man hier Bora nennt, erhebt und führt die Erde und die darauf genährten Gewächse in Wirbel hinweg; er kehrt sogar Wagen mit Lasten vieler Centner um (bis auf 60 Centner), und stürzt Menschen und Thiere vom Gipfel der Felsen hinab.

Dritter Abschnitt.

Die Istrier, Istriane.

Ein kleines, meist felsiges Ländchen im Westen der Liburnier auf der Halbinsel im adriatischen Meere gelegen. — Seinen Nahmen soll es nach den ältesten Vorstellungen vom Fluße Ister oder der Donau haben, indem man zur Zeit der Argonauten glaubte, daß

er sich, oder wenigstens ein Arm desselben, ins adriatische Meer ergieße, und das durch denselben die Argonauten geschifft seyen. — Pola mit dem berühmten römischen Colisäum liegt in diesem Lande. (D. Ü.)

Als die Römer nach der Küste von Istrien vorgedrungen waren, fanden sie daß die Anwohner derselben Verehrer der Göttinn Isys waren, und dieß war der Grund des Nahmens, den sie der Gegend gaben (?). Der größte Theil seiner Bauern ist slavischen Ursprunges, nur die Seestädte sind von Italienern und Venetianern bevölkert.

Istrien ist von drey Seiten vom liburnischen Meere ganz umgeben, nur auf der Nordseite stößt es an Krain, mit seinem gebirgigen und unfruchtbaren Theile, aber die Seeküsten sind mit Weingärten und Olivenwäldern bedeckt. Das hier bereitete Öhl steht dem Provencer gar nicht nach; auch geschieht die Einsammlung der Oliven mit vielem Fleiße und Absonderung der unreifen; das daraus in besonders gestalteten Pressen bereitete Öhl wird in marmornen Urnen (Werken der Römer, die man manches Mahl auf den Feldern ausgräbt) aufbewahrt. — Man erzielt hier

zehn Arten Weines, deren einige dem Gewächse von Belai in Burgund gleich sind. — Aber ungeachtet aller dieser Hülfsquellen sind die Einwohner dennoch sehr arm (und räuberisch nach Hacquet und Scopoli in s. Flora carniolica, Vorrede).

Das Klima dieses Ländchens ist ganz das italienische (nach H.): warm und ungesund. Die gewöhnliche Nahrung der Einwohner ist die Polenta, und der hier so häusige Wein das tägliche Getränke auch der ärmsten Bauern. Die Anwohner der Küsten haben Überfluß an guten Fischen, besonders an Thunfischen (italienisch Tonnina) und vorzüglichen Sardellen. (Die Betriebsamkeit der Istrier ist nicht auf den Feldbau gerichtet, da es hier wenige Flächen gibt, aber sie betreiben den Weinbau, besorgen ihre Wälder von Kastanien und Oliven, treiben Handel mit Lorbern, Granaten und den sehr gewürzhaften rothen Wachholderbeeren; die Gebirgsbewohner ziehen Schafe, vorzüglich des trefflichen Fleisches wegen, und verfertigen Holzwaaren. Die Fuhren geschehen meist auf Eseln. (Z. a. H.)

Da das Bauholz sehr selten ist, so sind fast alle Häuser aus Steinen erbaut, und aus

dieser Ursache sind die Wohnungen der Istrier geräumiger und ansehnlicher, als die der übrigen Slaven; — doch auch hier ist die Reinlichkeit nicht zu Hause. H. Man sieht hier fast nie Stübenöfen, sondern italienische Kamine. — Die Kirchen sind dafür minder prächtig, als in Oberkrain; ihre Geistlichkeit ist nicht sehr geschätzt und noch schlechter bezahlt, und so ist der größte Theil derselben gezwungen, durch die Bearbeitung eines Feldes oder Weingartens einen Ersatz der Einkünfte zu suchen. — Hacquet traf 1774 hinter altem verfallenem Gemäuer den Bischof von Petina: zwischen seinen Knechten saß um ein auf der Erde gemachtes Feuer der Prälat, und kochte eine äußerst mäßige Mahlzeit *). Viele Geistliche verstehen kein Wort Latein, sie halten, um allen verständlich zu seyn, den Gottesdienst in der Landessprache.

Die Istrier sind ziemlich wohl gebaut und von mittlerer Größe; sie haben eine braune Gesichtsfarbe und schwarze Haare (sie nähern sich darin schon dem italienischen Schlage. —

*) Bey Bruton heißt es: er nahm sie zu sich.

Sie sind aufbrausend und beherzt. H.) Ihr Sittengepräge hält das Mittel zwischen dem der Slaven und dem der Italiener. Mordthaten geschehen bey ihnen nicht häufig, aber zu Räubereyen sind die Gebirgsbewohner oft durch die schreckliche Nothdürftigkeit gezwungen. — Die Weiber haben so ziemlich angenehme Gestalten; mit der Sorge um ihre Kinder befassen sie sich nicht sehr. — Die Istrier sind keine Andächtler. H.

Der Tanz der Istrier scheint eine Nachahmung des griechischen zu seyn: Männer, Weiber und Mädchen drehen sich im Kreise, während sie sich mit Schnupftüchern halten, und dabey machen sie allerley Sprünge und Geberden. Dieser Tanz heißt Kollo, und ist vorzüglich auf dem Lande gebräuchlich. In den Gebirgen tanzt man zu Zweyen *). Die Ärmeren tanzen zum Schalle einer Doppelpfeife, die Judalize heißt; die anderen haben verschiedene Musikinstrumente, als die Leyer **), Geigen, Dudelsäcke u. dgl.

---

*) Breton nennt ihn einen Menuet.

**) Breton übersetzte diese mit Guitarre.

Die Vermählung ist bey gemeineren Leuten von sonderbaren Gebräuchen begleitet. Es ist nicht erforderlich, daß sich der Zukünftige selbst an das Mädchen seines Herzens wende, sondern er sendet zwey seiner Verwandten an ihren Vater, um sie zu verlangen, und die Unterhandlungen dauern hier sehr lange. Wenn das Verlöbniß bestimmt ist, so biethet der Zukünftige seiner Gebietherinn einen Ring an. Am Hochzeittage vereint sich der Bräutigam mit dem Starashina oder dem ersten Hochzeitführer und mit mehreren anderen Männern: alle sind zu Pferde. Nach der Sitte mancher Dörfer muß einer der Reiter voraussprengen, und dabey auf einem Horne blasen; ihm folgt ein Zweyter mit einer Fahne, auf deren Spitze ein Apfel steckt. Ihre Filzkappen sind mit Pfauenfedern geschmückt. — So begibt sich der Ritterzug zu der Verlobten, welcher der Bräutigam einige Geſtände des Putzes zum Geschenke macht. Die Hochzeitgäste müssen an die ihnen unter der Thüre entgegenkommende Person eine wunderliche Anrede halten, und um sie dabey in Verwirrung zu bringen, sendet man ihnen vorsätzlich eine vermummte alte Frau oder die Braut selbst in den Wurf. Wenn

der Starashina dabey einen tölpischen Fehlgriff begeht, so ist dieß für die ganze Gesellschaft eine neue Quelle der Fröhlichkeit.

Manches Mahl geschieht es, daß der Brautführer (Deveri) die Braut hinter dem Hause *) feyerlich ankleidet: er zieht ihr die Strümpfe und Schuhe an, bekleidet sie mit einem Rocke, der Jezherma heißt, und setzt den Petscha, oder das weiße Tuch, welches fast bey allen slavischen Weibern den gewöhnlichen Kopfputz ausmacht (und hier bey der Braut, bis an den Mund reicht. H.) auf den Kopf. Darüber setzt er noch eine Krone aus Rosmarin oder anderen wohlriechenden Pflanzen, die mit Blumen und Papierstreifen durchflochten ist. — In dieser Ausstaffirung geht der Zug nach der Kirche vor sich, um hier vom Geistlichen die eheliche Einsegnung zu erhalten. — Ehemahls war es gebräuchlich, daß in dem Augenblicke der ausgesprochenen Vereinigungsworte die Neuvermählte und das gesammte weibliche Gefolge über den neuen Ehe-

*) So nach H., denn Breton gibt es so, daß sich der Brautführer zu diesem Zwecke im Hintergrunde des Hauses aufhalte.

mann herfiel und ihn bey den Haaren so lange zausete, bis er zur Kirche hinaus war *); aber nun wird dieser Theil des Ceremoniels nicht mehr gehalten.

Die auf die Verehelигung folgende Mahlzeit wird wie in Oberkrain vom Starashina geleitet. Man tischt gewöhnlich Schöpsenfleisch, Geflügel und eine Art von Pastete auf, die Kolazh heißt. Das Getränke ist reiner Wein, und aus immer vollen Gefäßen. Beym Anfange der Mahlzeit werden drey Gesundheiten ausgebracht, als Ehrentrunk. — Nach Tische fallen die Brautleute vor den Ältern der jungen Frau (der Vater des Mannes ist nie zugegen) auf die Knie und empfangen ihren Segen, wobey die Ältern gleichsam weissagend hinzusetzen, daß die Verbindung fruchtbar und glücklich seyn werde. Es wird dabey auf die Knie des jungen Weibes ein kleines Kind (Kolenziekh) gesetzt, was man als ein gutes Vorzeichen ansieht.

Am folgenden Morgen besucht der Sta-

*) So ist die Stelle nach Hacquet hergestellt, denn Breton sagt, sie hätten ihn bey den Haaren zur Kirche hinausgezogen.

rashina die junge Frau, und empfiehlt ihr alle ihre häuslichen Geschäfte. Es folgt auch heute eine so feyerliche Mahlzeit, als die gestrige war: die Leute überlassen sich kurzweiligen Tänzen, während die Alten wacker trinken und sich wechselweise Geschichtchen erzählen.

Bey der Heirath eines Witwers oder einer Witwe wird die ganze Nacht hindurch vor dem Hause der Neuverehligten ein höllisches Gekratze von Spottmusik gemacht; doch können sich letztere von diesem Ständchen durch Austheilung von Wein loskaufen.

In Istriens Bezirken herrschen wenig abergläubische Meinungen, doch erzählt man sich auch hier Geschichten von Geistern und Blutsaugern (Vampyren, hier Strigon genannt). An großen Feyertagen opfert man in den Kirchen Spenden von Hirsen, um eine zehnfache Ernte zu erhalten. Eines der einstigen verderblichsten Vorurtheile dieses Landes bestand darin, daß die armen Bäuerinnen, und besonders wenn sie unverheirathete waren, bey schweren Geburten jede Hülfe ausschlugen, und sich dabey nur gewisser geweih-

ten Rauchwerke bedienten *). Hacquet fand auf einer seiner Streifereyen, unweit Lupoklan, ein armes Weib, die schon acht Tage in Geburtsnöthen lag, weil ihr Kind von unverhältnißmäßiger Größe war. Er konnte sich nicht enthalten, den Umstehenden **) Vorwürfe darüber zu machen, daß sie Niemanden zu Hülfe gerufen hätte. Ach! Herr, entgegneten sie, welche menschliche Hülfe kann gegen die Natur kämpfen? Als er ihnen antworten wollte, unterbrachen sie ihn mit den Worten: wenn du ein Licarz (ein Arzt) bist, so rette das Kind von der ewigen Verdammniß, und nimm es mit einem Schnitte aus dem Leibe der Mutter, daß es getauft werden könne — aber Mutter und Kind waren schon eine Zeit lang verschieden ***).

---

*) Nach H. hergestellt; bey Breton heißt es: gewisser von ihren Priestern eingesegneten Amulette!

**) Breton drehte H. Erzählung so um, daß H. dem Weibe Vorwürfe gemacht, und sie auch geantwortet habe!

***) Diese Erzählung ist ganz nach Hacquet hergestellt.

Die Kleidung der Istrier ist verschiedenartig; doch geht sie bey den Gebirgsbewohnern in der Hauptsache auf folgendes zurück. Die Männer tragen einen kleinen schwarzen Filzhut mit einem so schmahlen Rande, daß er sie weder gegen den Regen, noch gegen die Sonne zu schützen vermag. Über das mit einer Halskrause versehene Hemde tragen sie den Hela, eine kurze Jacke aus weißem groben Wollzeuge, deren Ärmel nahe an der Schulter wie gedoppelt sind *). Im Winter legen sie über diese Kleidungsstücke einen schwarzbraunen Überrock an. Ihre Hosen sind schwarz oder noch öfter braun, und weit **); sie werden unter dem Knie mit Schnüren befestigt. Meisten Theils tragen sie an dem Gürtel einen Beutel, in welchem sie allerhand Kleinigkeiten aufbewahren. Ihre Strümpfe sind aus weißem Zwirne oder Wolle; ihre Halbstiefeln, welche sie Opanke nennen, sind aus nicht gar gegärbtem Leder. — Die Waffen der Istrier

*) Breton sagt: die Ärmel sind bis an die Schulter zurückgeschlagen.

**) So nach Hacquet; Breton gab diese Stelle so: die Hosen seyen braun und weiß gestreift!!

sind meistens ein Beil (Baltha oder Bradinza), sonst Flinten und Säbel. H.

Die Weiber tragen im Sommer und Winter weißleinene Röcke, über welche sie in dem hier sehr kurzen Winter einen schwarztüchenen Überrock nehmen. Die Haare sind auf den Kopf zurückgeschlagen, und mit einem weißledernen türkischen Bunde bedeckt, der so gewunden ist, daß ein Ende des Tuches auf die linke Schulter herabfällt. Ihr Hemd steigt bis an den Hals herauf, um welchen es mit einem Knopfe geschlossen ist und mehrere Falten bildet; über diesem Hemde tragen sie einen weiten leinenen Rock mit zurückgeschlagenen Ärmeln *). Ihre Strümpfe sind garnen, die Schuhe sind besonders gestaltet, indem sie vorne über den Zehen nur eine kleine Kappe bilden, und über dem Riste (dem vorderen hohen Fußwinkel) durch einen ledernen Riemen fest angeschlossen sind. Ihren Leib umfaßt ein schmahler Gürtel (Pas) in welchem sie gewöhnlich einen Blumenstrauß tragen, und der auf der Rückseite gewöhnlich einem

*) Breton sagt, ohne Ärmel!

I

C. B. v. D. fc.

Eine Istrierin. Istranka.

Spinnrocken zur Stütze dient, jenem unentbehrlichen Hausrathe dieser Weiber, die keinen Augenblick, ohne zu spinnen, zubringen. (Siehe das Kupfer.) Die Anwohnerinnen der Seeküsten besuchen die Märkte auf Eseln reitend, während dem sie emsig ihre Spindel drehen und mit Gesange die Zeit ausfüllen. Ihr Spinnrocken ist mit einem hölzernen Kreise umgeben, wahrscheinlich um den angeschlagenen Hanf durch zufällige Berührung oder Unreinigkeiten keinem Schaden auszusetzen.

Obgleich erdbeschreibende Einzelnheiten nicht der Gegenstand dieses Werkes sind, so finden wir es dennoch der Sache angemessen, neben der Schilderung der Istrier einige Worte von ihren Hauptseehafen zu sagen.

„Triest (diese sind die Worte des Verfassers der mahlerischen Reise nach Istrien und Dalmatien *) liegt im Hintergrunde des Triester Meerbusens, und war lange Zeit nur eine bloße Rhede (das heißt, ein sichere, und der Küste naher Ackergrund). Unter den Wün-

---

*) Cassas Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie. Fol. 1798.

schen des Wiener Hofes, die zu seiner allmählichen Vergrößerung abzweckten, war auch einer dieser, doch wenigstens zum Theile unter die Seemächte gezählt zu werden, und daher einen befestigten Seehafen zu besitzen. Die Kaiserinn Maria Theresia umfaßte diesen Entwurf, dessen Nutzen ihre Vorfahren zwar eingesehen, und ohne ihn auszuführen, bloß nur gefühlt hatten, mit größerem Eifer, sie beschloß die günstige Lage Triests zu benützen, und daraus einen bedeutenden Platz zu machen, an dem sich die Vortheile des Handels mit denen eines soldatischen (obgleich nicht kaiserlichen) Seewesens verbänden. Mit dem Jahre 1750 wurden die Plane beschlossen und die Arbeiten angefangen: schickliche Stellen zum Schiffsbau auserseben und die Werfte (Zimmerplätze) eingerichtet, der Grund zu Magazinen für das Tauwerk, für Vorräthe und Lebensmittel gelegt. Allmählich entstanden Seilerbahnen, Schmieden, Backhäuser und Spitäler. Mit wenig Worten, Maria Theresia vernachlässigte nichts, was den für diese neue Anlage bestimmten Glanz schnell herbeyführen und versichern konnte, und kurze Zeit darauf verkündigte die österreichische

Flagge, indem sie zum ersten Mahle auf den Meeren wehte, Europen das Daseyn Triests.

„Die Thätigkeit der Triester ist (nach eben demselben Schriftsteller) mit den Bewohnern des Flachlandes im venetianischen Istrien nicht getheilt, denn letztere sind äußerst faul. Der Boden strebt nur zu erzeugen, aber unwillkührlich ist man zu Seufzern gezwungen, wenn man die Einwohner sorglos und unachtsam sich den rührenden Einladungen der Natur entziehen sieht. Das Meer, dessen Reichthum nur für Völker, die durch einen stiefmütterlichen Boden mißhandelt werden, aufgespart seyn sollte, betriegt hier den Boden, den der Feldbau verlangt, durch einen unglücklichen Überfluß, indem es der Nachlässigkeit leicht und ohne Mühe erreichbare Nahrung herbeyschafft, denn hier haben die Fischer nicht nöthig, sich vom Ufer zu entfernen, um reiche Züge zu machen. Aus dieser Ursache sind Öhl und Wein die einzigen Erzeugnisse, welche der Einwohner dieser Bezirke von seinem Boden fordert — und dieser gesteht sie ihm auch verschwenderisch zu."

Allein diese Äußerung Cassas über die Ursachen, welche die äußerste Nachlässigkeit der

Istrier begünstigen, kann man ziemlich gründlich widerlegen; denn ehemahls war dieses Land weit mehr bevölkert, als jetzt, und verhinderte, ungeachtet der großen Anzahl der Fischer, es nicht, daß sich nicht auch eine eben so große auf den Feldbau verlegte. Nach meiner Meinung ist die neue Richtung des Handels nach der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und Amerika's die Ursache, welche auf die Veränderungen der Küsten des adriatischen Meeres und selbst Siciliens den größten Einfluß hatte.

„Einer der größten Vortheile Istriens sind, nach Cassas, seine schönen Waldungen; von hier bezog die Republik Venedig den größten Theil der seines Bauholzes zum Seewesen. Aber eben diese waldigen Umgebungen tragen vielleicht wieder dazu bey, die allgemeine Ungesundheit dieser Gegend, und besonders des venetianischen Antheils, zu unterhalten. Es ist nämlich möglich, daß diese Mauer den Luftzug aus Ostnordost und Nordnordost aufhält, und ihre Verbreitung, und eben dadurch die ungesunden Dünste der sumpfigen Gründe, die längs den Seeküsten und hier und da auch

weit ins Land hinein verbreitet sind, zu zerstreuen hindert.“

Vierter Abschnitt.

Japiden: Tschitschen, Karster und Poiker.

Die Tschitschen, Karster und Poiker sind Nachkommen der alten Japidier. — Das alte Japidien, Japodien, befaßte einen Theil Unterkrains, die Bezirke der Dolenzi und Gottscheer, einen Theil Innerkrains bis an das Küstenland. Es erstreckte sich längs den Olragebirgen, nachher die julischen, auch venetianischen Alpen genannt, deren Fortsetzung nach Dalmatien, Kroatien und Bosnien nach Osten zu das sehr hohe albanische Gebirge ist: so breitete sich dieses Land von Kärnthen herab zwischen Krain und dem Venedigerlande über Istrien. Seine Gränzen waren Istrien und Liburnien, gegen Nord schied es der Mont Albanus von Pannonien. — Ihre Städte waren zu Zeiten des K. Augustus Me-

tullum (Mettling nach der kroatischen Gränze zu), Aguntum bey Oliri im Venetianischen. — In Japidien entsprang die Kulpa. Die Einwohner wurden unter dem Nahmen der Noriker mitbegriffen. — Der Sitz der heutigen Japidier entspricht Innerkrain, dem Adelsberger Kreise, der am Karst und Poik, dem Anfange der julischen Alpen, südwärts bis an Histerreich stößt, im West den Wipacherboden und im Ost den Pierbaumer Wald hat. — Der Karst ist der Berg Karusad der Alten, der Gabrick der heutigen Wenden, nach Hacquet, Nakrasso bey Luca, der von Wipach über den Gabery bis ans adriatische Meer zieht. Luca theilt ihn in den nördlichen und südlichen: der nördliche oder krainer Karst geht von Wipach nach Senosetsch bis an den Gabery und den Fluß Recka, der südliche oder istrianische Karst ist der größere Theil, und läuft vom Gabery bis ans adriatische Meer; der beyde Theile scheidende Gabery liegt zwischen Prewald und Korinal, acht Meilen von Laibach und vier von Triest entfernt. Der Karst selbst ist ein zerstörter Kalkfels, mit wenigem und kurzem Grase bekleidet. Auch hier wüthet der Bora. — Die Tschitschen,

Züzhe, sind die eigentlichen Nachkommen der Japidier, auf dem südöstlichen Karst zwischen Serf (Servolo) und Neuhaus, in Innerkrain. Auf dem südlichen Karst liegen Lippiza, Prestianick, und Serf; letzteres auf der Straße nach Friaul, in Südost von Triest. Die Sprache der Tschitschen ist die slavische mit illyrischem Dialekte. Die Tschitschen erzeugen viel Öhl und guten Wein; viele von ihnen sind Fuhrleute, meistens des Salzes, sie sind gute Schleuderer. Nach Luca. Sie haben einen unbeträchtlichen Bezirk inne, sie sind stark, beherzt und räuberisch; die Karster und Poiker sind keines. Nach Hacquet. — Die Karster, Karstner, Karstier nennen sich Krashauze; auch sie besitzen einen Strich des Karstes in Innerkrain, im adelsberger Kreise. — Die Poiker (Piuzchene) wohnen am Poik, krainerisch Piuk genannt, einem kleinen Flusse nach Hacquet, auch in demselben Kreise Krains. — Die Sprache aller dieser drey Stämme ist ein verdorbenes Windisch, mit kroatischen Worten gemengt. (Z. d. Ü).

Strabo erzählt, daß die Griechen alle gegen Norden verbreitete Völker, die Hyperboräer nämlich, mit den Nahmen der Scythen und Celtoscythen belegt haben. Die Volksstämme, welche heut zu Tage Tschitschen, Karster und Poiker heißen, sind die wahren Japiden oder Japoden der Alten, oder behaupten doch wenigstens ebendasselbe Land, welches einst die Japidier inne hatten. (Hacquet scheint hier darauf hinzudeuten, als stamme das Wort Tschitschen von Scythen, oder vielmehr Sküthen ab, allein nur so viel sagen, heißt wirklich nichts gesagt haben. D. Ü.) — Welches ist der Ursprung der Japiden? Mit dieser Frage würde man sich wahrscheinlich sehr wenig befassen, wenn der Nahme dieses Volksstammes nicht scheinbar eine Ähnlichkeit mit dem Japhets zeigte; aber es läßt sich eben so wenig beweisen, daß diese Leute von Noe's drittem Sohne in gerader Linie abstammen, als es erlaubt ist, zu glauben, daß sie Abkömmlinge der Hunnen oder Gepiden sind, die unter Attila dienten. — Nach der Wortforschung heißt Japodos so viel als Starkfüßler! Tschitschen, Karster und Poiker sind eines Stammes; Gallier und Illyrier

zugleich, aber schon längst in Illyrier verwandelt. Nach Hacquet.

Das Land der Japiden ist eine steile hohe Küste, deren Boden fast ganz steinigt ist, so daß es vielmehr Lapidien (Steinland) heißen sollte, sagt Hacquet. Es war einst fruchtbar, aber nun ist es ein unfruchtbares Felsenland *), das noch überdieß den Stürmen des Nordostwindes **), des schrecklichen Bora, ausgesetzt ist. Die Verheerungen dieser Stürme sind so fürchterlich, daß man hier die Häuser sehr niedrig bauen, und sie mit großen Steinplatten bedecken muß, um sie zu schützen; aus eben diesem Grunde baut man an die Kirche keinen Glockenthurm, sondern die Glocke hängt an einem auf Steinpfeilern ruhenden Querbalken. Jene Ausländer, welche zur Zeit dieses fürchterlichen Windes von Triest nach Deutschland reisen, müssen besorgt seyn, sich darüber bey den Einwohnern des Landes Ra-

*) Breton gibt diese Stelle Hacquet's ganz verkehrt an: einst zeigte es nur Berge von erschreckender Dürre, aber nun sind diese Berge weniger nackt, minder unfruchtbar.

**) Des Nordwests, sagt Breton fälschlich.

thes zu erhohlen und ihre Rathschläge genau befolgen, sonst würden sie ihr Leben wagen.

Die Japiden sind groß, stark und von guter Leibesbeschaffenheit; ihre Gesichtsfarbe ist abgebrannt, die Haare sind schwarz. Gegen die rauhe Witterung sind sie, als Hirten, durch ihre Lebensart abgehärtet. Drückende Armuth ist ihr Antheil, und es gehen selten zehn Jahre vorüber, ohne daß eine schreckliche Hungersnoth viele dieser unglücklichen Menschen ausrottet. Mit unsäglicher Mühe bearbeiten sie auf den steilen Abhängen der Felsen einiges Land, aber oft rafft ein Windstoß sowohl die Ernte, als auch die dünne Erdschichte hinweg, in der die Körner eine armselige Nahrung gefunden hatten. Zerstreut zeigen sich hier einige Weinberge, deren Gewächs dem Geschmacke wenig ansteht, indem er vom Essige kaum unterschieden ist (die Tschitschen verkaufen ihn nach ganz Krain, als Essig. H.).

Einige Einwohner haben Pferde, welche zu Wein und Salzfuhren verwendet werden, aber die vorzüglichste und so hoch als möglich getriebene Zucht ist die der Ziegen und Schafe, von denen sie viele nach den See-

städten verkaufen. Das Fleisch dieser Thiere ist geschätzt, denn da sie sich vorzüglich von gewürzhaften Kräutern nähren, so erhalten sie davon einen köstlichen Wohlgeschmack. — Die grosse Handelsstraße von Triest, von Fiume und Reka zieht durch diese Gegend, und gibt einigen ihrer Bewohner (den Karstern und Poikern nach H.) Gelegenheit, ihr Brod als Fuhrleute zu verdienen. Dieses geschieht, indem sie vor einen Karren, an welchem auch nicht ein Stückchen Eisen ist, und der gar nicht geschmiert wird, zwey Ochsen spannen, so, daß man in ganz Europa kaum ein elenderes Gespann sehen kann, wie es auch hier kaum ein elenderes Völkchen geben mag.

Da es in diesen Gebirgen an fließendem Wasser mangelt, so finden sich auch hier keine oder nur sehr wenige Wassermühlen. Man gebraucht daher, wie es die Hebräer zu Zeiten Abrahams machten, zum Getreidemahlen oder vielmehr zum Zermalmen Mörser und Stößel. Die Weiber backen (hier und da, setzt Hacquet hinzu) das Brod unter der Asche, nach dem Beyspiele der Sarah. — Die Weinpressen sind von der rohesten Bauart. Der ge-

kelterte Wein wird in ledernen Schläuchen verführt. Da es unter diesem Völkchen keine eigentlichen Handwerker gibt, so verfertigen sich die Japiden selbst jeden Bedarf: die Männer bearbeiten Steine, Holz und die Häute der Thiere, die Weiber beschäftigen sich mit Spinnen des Leins, des Hanfes, der Wolle, und der Verfertigung sämmtlicher Kleidungsstücke. Und auf diese Weise beziehen sie aus dem Auslande kaum einen Gegenstand, außer etwas Nahrungsmitteln (H.) und dem Tabake, dessen Gebrauch sich bey ihnen alltäglich mehr verbreitet.

Die Hochzeitfeyerlichkeiten werden hier auf folgende Art begangen. Wenn ein Jüngling seine Wahl getroffen hat, so sendet er einen Freund, oder er selbst begibt sich zu den Ältern des Mädchens, um sich über die wechselseitige Zufriedenheit mit den Glücksumständen zu erkundigen. Einige Tage darauf hohlt der Bräutigam in Begleitung seines getreuen Starashina seine Braut bey ihren Ältern ab, um sie in seine Wohnung zu führen. Gewöhnlich macht man sich den Spaß, ihm statt seiner Zukünftigen, zwey oder drey der ausgesucht häßlichsten Weiber vorzuführen, die er

alle der Reihe nach zurückstößt, aber sobald die Braut, die Wahre (Nevesta) erscheint, so bemächtiget er sich derselben und verläßt sie nicht mehr. — Bey ihrer Ankunft in seiner Wohnung vertheilt sie unter die ihm verwandten Kinder Kuchen, die aber zu speisen nur nagender Hunger vermögen könnte; des Bräutigams Mutter legt ihr nun ein Kind (Colenzhék) in den Schooß.

Am Hochzeittage wird das Frühstück in der Wohnung der Braut eingenommen, aber das Mittagsmahl in der des Bräutigams. Die Feyerlichkeiten dauern, im Verhältnisse zu dem Vermögen der Neuvermählten, durch mehrere Tage nach einander. Hier bestimmt nicht, wie in so vielen anderen Ländern, (?) die Schönheit zur Heirath, sondern vielmehr der Eigennutz, und man verfährt hier genau nach dem Sprichworte: „Wenn der Magen leidet, kann Liebe nicht bestehen."

Die Neuvermählten stellen nach der Rückkunft aus der Kirche eine Sammlung an, und jedermann gibt ihnen zur Bestreitung der Mahlzeit etwas Geld. In dem Hause des jungen Ehemann empfängt sie seine Mutter unter der Stallthüre und trinkt aus einem Kru-

ge Weines dreymahl auf die Gesundheit des jungen Paares, und durch den Eingang des Viehes geht auch der Zug ins Haus (nach H.). Unter der Stallthüre wird diese Sitte ausgeübt, indem man abergläubisch hofft, daß dadurch das Vieh vor Viehseuchen geschützt werde.

Ihr Tanz ist dem der Wipacher ähnlich; auch sie haben den Gebrauch der Nachtgleichefeuer. H.

Die Japiden sind gewöhnlich mager, ihr Blick ist scheu. Ihren Leib besorgen sie wenig und ihre Haare sind immer ungekämmt, meistens geschoren. Ihre Kleidung ist der liburnischen ähnlich. Den Kopf bedecken sie mit einem großen schwarzen Filzhute (Klobuk) mit schmahlem Rande, der Hals und die Brust sind nackt. Ihre Kleidung besteht in einem groben leinenen Hemde, ohne Halskragen, und mit geschlossenen Ärmeln; darüber tragen sie einen langen Leibrock oder Wamms, ohne Ärmel (Hala). Im Winter werfen sie über dieß alles noch einen engen Oberrock, der aus der Wolle schwarzer Schafe, ohne fernere Färbung, gemacht und Sukna genannt wird. Ihre Hosen sind aus schmutzig

weißem wollenen Tuche, ihre Schuhe (Opanke) werden mit Schnüren aufgebunden. Gegen den Regen schützen sie sich mit einem Schilfmantel (Plaish), der mit dem Mantel der Chinesen aus Reisstrohe, der ebenfalls bey Regenwetter getragen wird, sehr viele Ähnlichkeit hat *). Manches Mahl ist dieser ganze Aufzug nicht zwey Gulden werth, und die ganze Bekleidung der Karstler und Poiker, vom Haupte bis zu den Füßen, kaum dreyßig Kreutzer **). — Ohne Waffen geht keiner dieser Bauern von Hause: diese sind gewöhnlich eine Hacke (Stockbeil, Baltya), und nur manches Mahl eine Flinte, ob ihnen gleich Feuergewehr verbothen ist.

Bey ihrem kümmerlichen Leben erreichen diese Menschen dennoch ein hohes Alter, was sicherlich doch beweist, daß die Unmäßigkeit traurigere Wirkungen hervorbringt, als die höchste Nothdurft. Wie wenige Menschen sind

*) Es wird davon in dem Miniaturgemälde von China gesprochen werden.

**) Diese Schätzung ist ganz nach Hacquet hergestellt.

mit anständiger Mittelmäßigkeit zufrieden, oder im Genusse derselben erfahren, so daß man von ihnen sagen könnte: die Glücklichen halten das Mittel!

Medium tenuere beati!

Man findet unter den Japiden ziemlich hübsche Weiber. Sie sind gut gestaltet, und in der früheren Jugend zeigt ihre Gesichtsfarbe schönes Weiß, durch lebhaftes Roth erhoben. Die Kleidung der verheiratheten Weiber und der Mädchen ist fast eine und dieselbe. (Siehe das Kupfer.) Doch haben die Mädchen den Kopf meisten Theils bloß und ihre Haare in mehrere Zöpfe geflochten, aber die Weiber schlagen ihre Haupthaare zurück und bedecken sie mit einem Tuche, in Gestalt eines türkischen Bundes, von dem die Enden auf beyden Seiten wie Quasten wegstehen. Der Hals ist bloß, selten tragen sie ein Halsband aus Glasperlen. — (Das Hemd ist am Halse vorwärts ausgeschnitten, und dessen Ärmel sind mit Krausen besetzt, darüber tragen sie ein leinenes Überhemde, mit Ärmeln (Rash oder Robazha) welches etwas kürzer ist, als das untere. Die Brust bedeckt ein gestickter (Latz Arnosh). Das Oberkleid ist

I

Eine Japiderin. Zsitshe.

ein schwarztüchener langer Überrock (Pro-verh-sukna, der mit einem gefärbten Gürtel geschlossen wird. An den Füßen tragen sie weiße oder rothe, etwas gefaltete wollene Strümpfe, und vorne rund zulaufende Schuhe mit Riemen oder Bändern gebunden, die Ärmeren aber im Winter Schnürschuhe. Z. aus H.).

Fünfter Abschnitt.

Die Unterländer, Dolenzi, oder die insbesondere sogenannten Wenden.

Die Unterländer, oder die echten Wenden bewohnen die Windische Mark, die in Unterkrain, im Neustädler Kreise, hart an der kroatischen Gränze liegt, und sich zwischen der Gurk und Kulpa, im Süd des Uskokengebirgs, ausdehnt. Sie machte einst mit Kroatien das alte Liburnien aus *). An ihr Südende am

---

*) Nach Lazius respubl. Romanorum. p. 1003.

Meere stoßen die Morlachen. Hier befinden sich die zwey Städte Möttling (Motlika) und Tscherneml, ferner die Orte Weiniz, Tributsche, Gradaz, Freythurn. Nach Luca. — Die Dolenzer, das heißt, Unterländler, oder die Wenden, sprechen die wendische Sprache (die kroatische nach Luca) mit mehreren illyrischen Worten vermengt, da sie der Illyrier Nachbarn sind. Sie sind gut gestaltet, arm, unwissend, abergläubisch und Säufer, aber doch gute Menschen, etwas faul, besonders im Feldbau. Auch sie wallfahrten gerne: ihr heiliger Berg ist der Kum, der höchste in Unterkrain, der viele Flächen, häufige Bewohner und gute Viehzucht hat, und gegen die Save abgedacht ist. Ihr Klima ist mild, der Boden gut, und er empfängt seine Flüsse aus Oberkrain. Die Wohnungen sind denen der Krainer ähnlich, aber noch unreiner; Edelhöfe bedecken das Land. Die Betriebsamkeit der Unterländer beschränkt sich auf wenigen Bergbau (bloß des Eisens), und Fuhren zu Lande und Wasser, auf einen kleinen Handel mit Holzwaaren, Hanf, Honig und Hornvieh. Auch sie reisen mit ihren Bienen Nach Hacquet. (Z. d. Ü.).

Die Dolenzi sind Bewohner eines Wein-

landes. Sie sind in ihren Sitten den Oberländern oder Krainern ähnlich. Doch werden die Hochzeiten mit einigen eigenthümlichen Gebräuchen gefeyert. — Meist werden die jungen Leute für sich eins. Auch hier führt ein Starashina das Ganze; auch hier geschieht das Necken mit anderen vermummten Weibern, bis die Braut vorkömmt. Der Brautführer, Tovarsh, ladet die Gäste (Z. a. H.). Unter den eigenthümlichen Hochzeitgebräuchen ist der merkwürdigste, nach Valvassor, die sogenannte Ochsenkomödie, die aber nur wenig mehr im Gebrauche ist. Diese besteht darin, daß während der Mahlzeit unversehens ein zerlumpter Bierfiedler hereintritt und den Gästen einen Ochsen zum Kaufe anbiethet; aber indem man ihm vorwirft, daß er dieses Thier gestohlen habe, speiset man ihn mit Schlägen ab. Allein er bestehet auf seiner Feilbiethung, bis endlich die Gäste eine Sammlung veranstalten, mit deren Ertrage sie ihn und seine Begleiter, die übrigen Fiedler, beschenken. Nach dieser elenden Posse erscheint die Köchinn, von deren Gürtel ein großer Löffel hinabhängt, jeder Gast gibt in den Löffel et-

was Geld, um die Trägerinn desselben für ihre Mühe zu belohnen.

Die Tänze der Dolenzer bey den Hochzeiten sind von denen der Oberkrainer sehr verschieden. Man tanzt hier den Ringeltanz, aber an Fröhlichkeit bleiben sie hinter den Oberländern weit zurück (nach Hacquet). Besondere Veranlassungen ländlicher Feste sind die Ernten des Hirses und Flachses, bey denen muntere Fröhlichkeit herrscht. Die jungen Leute des Dorfes machen auf neunschuhigen Krummhörnern (Zinken) eine lärmende Musik. Zwey und zwey derselben blasen zusammen und mit vieler Übereinstimmung. Während dessen singen die Arbeiter mit ihren Gehülfinnen in Chören, und nach vollbrachter Tagarbeit beschließt ein Tanz das Ganze. Sie begeben sich bald zur Ruhe und schlafen unter einander, wobey manches Mahl die Sittlichkeit außer Acht gelassen wird. Bey diesem Völkchen ist ohnehin der Fall nicht selten, daß ein Mädchen mit einem Jünglinge zwey oder drey Jahre in der größten Vertraulichkeit dahinlebt, bis sie zur Ehe schreiten.

In einigen Dörfern herrscht der Gebrauch mehrere Taufpathen und Pathinnen den Neu-

gebornen zu geben, die aber doch dabey keine spanische Litaney von Vornahmen erhalten. Die Ältern sind in der Erwartung, daß nach ihrem Tode doch einer oder der andere der Pathen sich des Kindes annehmen, und als Vater für dasselbe sorgen werde. — Bey der Kindtaufe wird gezecht. — Wenn, wie es oft der Fall ist, die Kirche mehrere Stunden Weges von dem Geburtsorte des Neugebornen entfernt liegt, so bringt man letzteres in einen Korb, und trägt, nach der gewöhnlichen Weise der slavischen Weiber, die Lasten zu tragen, es auf dem Kopfe dahin, zur Taufe. Die Hebammen sind oft dem Trunke ergeben, und haben auch von der Ausübung ihrer Kunst kaum eine andere Belohnung, als einige Gläser Wein. Darum stehen die Kinder unter den Händen dieser Weiber große Gefahren aus. Im Winter, bey Glatteise oder im Schnee, stürzen sie oft mit dem armen Kinde, das schon oft am ersten Tage seines Lebens sein Daseyn verliert; man hat Beyspiele, daß diese Weiber im Schnee den weggeschleuderten Korb mit dem Kinde nicht mehr auffinden konnten, oder auch, daß sie den Korb wieder aufnahmen, ohne zu bemerken, daß

er leer, und das unglückliche Geschöpf im Schnee begraben geblieben sey! — Diese Reise von zwey bis drey Meilen bey schneidender Kälte zu überstehen, ist für diese unglücklichen Kinder noch nicht alles, denn in der Kirche übergießt man den Kopf dieser zarten Geschöpfe mit halb eisigem Wasser; Fraisen und Fallsucht sind öftere Folgen dieser verderblichen Weise.

Die Gebräuche bey Leichenbegängnissen haben nichts Besonderes; einer ist, daß man den Sargträgern ein Mahl geben muß. Diese Träger haben in den gebirgigen Gegenden, wo so wenig brauchbare Wege, und die Kirche und der Gottesacker Stunden weit entfernt sind, ein beschwerliches Geschäft. Da auf den steilen und schmahlen Fußsteigen zwey Menschen nicht neben einander gehen können, so gehen die zwey Träger hinter einander und tragen den an eine lange Stange gebundenen Sarg auf den Schulter. Am achten Tage nach dem Leichenbegängnisse stellen sich diese Träger nebst einigen Verwandten des Verstorbenen zu einer zweyten Mahlzeit ein *).

---

*) Breton sagt: bey einigen Verwandten, und nahm also das nebst gleichbedeutend mit bey!

Die Dolenzi tragen kurze Haare, eine runde schwarze Mütze auf dem Kopfe, und den Hals bloß. Vor Zeiten prangten sie mit langen und buschigten Bärten, heut zu Tage nur mit Schnurrbärten. Sie sind gewöhnlich mager, da sie durch die Noth auf magere Kost beschränkt sind. (So weit Breton, das folgende ist ein Nachtrag aus Hacquet). — Auf dem Hemde tragen sie ein kurzes Wamms, darüber eine lange Jacke (Hala) ohne Ärmel, die bis auf den halben Schenkel reicht und mit rothem Tuche eingesäumt ist. Im Winter haben sie einen tüchenen schwarzgrauen Überrock. Die Jacke umschließt ein lederner Gürtel, über den Rücken hängt ein Tornister. Die Füße bekleiden weite lange Beinkleider und schlecht gegärbte Stiefel, die unter dem Knie mit Riemen zugebunden sind. — Die Weiber bedecken den Kopf, wie alle slavische Weiber, mit einem weißleinenen Tuche, dessen hinteres Ende von der Stirne, die Seitentheile aber auswärts geschlagen sind. Die Haare sind in Tressen geflochten, und auf der rechten Seite werden Blumen hinter das Ohr gesteckt, doch tragen die Mädchen den Kopf meistens bloß. Das Hemd ist lang und ohne Ärmel, ausgenommen im

Sommer, wo solche ganz klein gefaltet sind, und mit oder ohne Schürze die einzige Kleidung ausmachen. Das Oberhemd hat gekrauste Ärmel und Halskragen, und reicht bis auf den Magen. Ein wollener Gürtel (Pas) von blauer oder schwarzer Farbe umschließt den Leib, und seine beyden Enden hangen hinten hinab. Eine schmahle Schürze aus Leinwand wird vor dem Hemde getragen. Meist haben sie Stiefeln, ohne Strümpfe. Über ihre Kleider nehmen sie manches Mahl einen brauntüchenen Überrock (Shumpr). Im Sommer haben sie bey der schweren Feldarbeit und mageren Kost wenig oder auch gar keinen Abfluß der periodischen Zeit.

Sechster Abschnitt.

Die Wippacher, Vipauzi.

Die Wippacher wohnen in Innerkrain, nicht, wie Büsching sagt, in Unterkrain, um den Markt Wippach, Vipava, Vipano, zwischen

Idria und Triest. Das Land ist ein hohes, kahles Alpengebirge aus Kalkfelsen, und ein Thal um den Fluß Wippach oder Frigido; es bringt köstlichen Wein. Am Fuße des Nanasberges liegt Wippach und St. Veit. Die Wippacher sind Mischlinge von Italienern und Winden, haben schon italienisches Blut und Sitten, und sind fast eins mit den Friaulern: unter Friaul verstehe man die Grafschaften Görz und Gradiska, und das aquilejer Gebieth. Die Sprache der östlichen Wippacher ist wendisch und wenig verschieden von der der Gorenzi, aber der Dialekt hat viel vom Italienischen. Die eigentlichen Friauler, ihre westlichen Nachbarn, haben ihre eigene Sprache, lingua Fuslana, ein verkürztes Wälsch nach Schlözer, durch französische und etwas windische Worte verdorben. Sie sind sehr fähige Leute, besonders die Einwohner des Dorfes Salcan, eine Stunde von Görz, unter dem Monte santo, wo der Fluß Lisonzo aus dem Eisgebirge Terglou kommt, und das also der reinsten Luft und des reinsten Wassers genießt. Nach Hacquet. (Z. d. Ü.)

Dieser besondere Stamm bewohnt ein fruchtbares Weinland in der Nähe Friauls,

und hat seinen Nahmen vom Flusse Wippach, das heißt, dem kalten Flusse, der dieses Thal bewässert. Die Gränzen dieses Striches sind im Süd das Gebieth von Triest und Istrien, im Nord und Ost Oberkrain, im West das einstige venetianische Gebieth.

Die Kleidung der Männer ist ein grober dunkelbrauner Rock von derselben Gestalt, als der der Oberkrainer, nur ist er kürzer. Die Beinkleider sind weit, nicht sehr kurz; Strümpfe und mit Riemen gebundene Schuhe bekleiden die Füße. — Die Mädchen tragen gewöhnlich den Kopf bloß und die Haare in Zöpfe geflochten; die verheiratheten Weiber setzen den Petsha auf, nämlich ein weißes mit Spitzen eingesäumtes leinenes Tuch *) zum Vierecke gefaltet; im Friaul tragen sie sich nach italienischer Weise, oder auch gemischt. Zur Zierde stecken sie an die linke Seite dieses Kopfputzes einen kleinen Blumenstrauß. (Siehe das Kupfer.)

Die Wippacher sind mittlerer Größe und

*) Breton übersetzte dieses mit einer Haube, wie man sie auch im Friaul und in Italien trage.

I

Eine Dolenzerin.

mager; nur sehr selten sieht man welche von dicker Leibesbeschaffenheit; und diese verdanken sie alsdann dem Genusse des Weines, den sie ohnehin im ziemlichen Überflusse haben, aber er ist hinwieder von minderer Güte, und bey seiner leichten Säuerung steigt er sowohl zu Kopfe, als er auch durch letzte Eigenschaft der Gesundheit schadet. Diesen sauer gewordenen Wein nennen sie Bersa; sein unvorsichtiger Genuß erzeugt ein schleichendes Fieber, das in Abzehrung ausartet, und so innerhalb einiger Monathe oder Jahre *) den Tod herbeyführt. Im Anfange dieser Krankheit ist die Heilung noch möglich, durch den Gebrauch eines Brechmittels, des Spießglanzes und des Schwefels; aber schnell steigen die Zufälle derselben so hoch, daß sie jede Hoffnung der Genesung benehmen.

Die Kost der Wippacher ist gewöhnlich die Polenta, aus Maismehle bereitet, ferner gekochte Kohlblätter (Smakautz), selten wird hier Fleisch genossen. Die Betriebsam-

*) Der Franzose Breton macht mit diesen Kranken kürzeren Prozeß, und läßt sie innerhalb eines Monaths sterben.

keit betrifft vorzüglich den Wein, wenig den Ackerbau; der Handel dreht sich um Rosmarin, Feigen, Granatäpfel und Lorberblätter, aber ganz vorzüglich um Obst, das sie nach den nördlichen Gegenden verhandeln; Kirschen haben sie um den Anfang des May. (Zu Laibach kann man fast sieben Monathe lang Kirschen haben!) Z. a. H.

Der Ackerbau liegt hier fast ganz darnieder, da von allen Seiten hohe, fast immer mit Schnee bedeckte Gebirge diesen Bezirk umstellen, indessen erzeugt man doch in einigen kleinen Thälern etwas Mais (türkisches Korn, oder Kukurutz). Auch hier ist das Wasser, wegen der klüftigen Berge, selten, und in trockenen Jahren geht dieser Mangel so weit, daß die ganze Pflanzenwelt durch die Sonnenhitze verbrennt. In dieser Noth macht man Wallfahrten und Prozessionen, meist nach dem Santa Gora, dem Monte santo bey Görz, um einen erfrischenden und heilsamen Regen zu erlangen. Diese Prozessionen stellen eines der seltsamsten und zugleich kläglichsten Schauspiele dar: die Mädchen gehen dabey mit nachlässig fliegenden Haaren, in denen sie als Buß-

zeichen eine Dornenkrone tragen; ihre ziemlich lange Wallfahrt machen sie mit bloßen Füßen auf dem brennenden Boden (dessen Hitze oft durch die Stiefelsohlen fast unleidlich ist). Es werden auch die Gebethe und Gesänge unaufhörlich durch Ausrufe des Schmerzens unterbrochen. So flehen diese guten Leutchen mit Eifer um das Ende der Dürre, diese schreckliche Geißel ihres Landes, und schon die Hoffnung lindert ihr Elend in etwas, ob sie gleich vielleicht besser thäten, den Satz Lafontaine's zu befolgen:

Helfe dir, so hilft dir Gott.

Denn nach der Meinung Hacquets, der bey ihnen lange verweilte (1775), würde es nicht mühsamer für sie seyn, einen thunlichen Vorschlag auszuführen, nämlich aus den nicht so sehr entfernten Felsenhöhlen Wasser für ihre kleinen Gärten zu schöpfen, und diese durch Begießung im Stande zu erhalten.

Dieses Völkchen ist den Qualen der Eifersucht mehr und stärker unterworfen, als ihre Nachbarn, wahrscheinlich weil es schon mit italienischem Blute gemengt ist, und auch mehrere Gebräuche der Italiener angenommen

hat *). Ist ein Bursche gesinnt, aus einem anderen Dorfe zu freyen, so fürchtet er schon, daß sie dort einen anderen Liebhaber gehabt und mit diesem Verbindungen unterhalte, worüber er nun alle möglichen Nachrichten einzieht, um Gewißheit zu erlangen. Entdeckt er ein Einverständniß, so ist das Unglück des heimlichen Anbethers entschieden. Unversehens überfällt nun seinen Nebenbuhler der wüthende Freyer und seine Freunde: er erschlägt ihn fast, und tödtet ihn manches Mahl wirklich, das gelindeste, was ihm widerfahren kann, ist, daß man ihn ins Wasser wirft, aus dem er sich nach Möglichkeit rettet. Diese besondere Sitte der Rache heißt bey diesen Bauern die Wiedertaufe.

Die Braut wird bey der Vermählung von einer Hüterinn (Klozha, Gluckhenne) begleitet, aber ihre Herrschaft dauert nur bis nach der Mahlzeit. Zu Mittage und Abends speiset man bey der Braut, Abends noch beym Bräutigam, worauf man noch im Hause der

*) Die ganze folgende Stelle hat Breton entstellt, und auf schon verheirathete Männer angewendet.

Braut einen Kuchen (Pogatsha) aufsetzt, der nach der Zahl der Gäste Abtheilungen hat, auf welche jeder Gast ein Stück Geld einlegt: der Kuchen gehört dem Meistgebenden, der ihn alsdann der Braut schenkt. Im Hause des Bräutigams gibt man der Braut einen Knaben auf den Schooß. Auch hier ist der Starashina und die Spottmusik für heirathende Verwitwete im Gebrauche. (Z. a. H.).

Siebenter Abschnitt.

Die Gottscheer oder Hotshevarie.

Die Wohnsitze der Gottscheer sind in Unterkrain, im Neustädtler Kreise, im östlichen Theile des Landes, um den Hauptort Gottschee oder Chotzschevie, eine Stadt, die in Südost, von Laibach acht Meilen weit entfernt, am Flusse Reifnitz liegt. Andere hier liegende Orte sind Altlack, Mössel, Nesselthal, Tschermoschnitz, Ossivniz und mehrere Dörfer. — Das Land ist unfruchtbar und felsig. Die Einwohner,

ursprünglich Franken oder Gothen (woher sie auch ihren Nahmen haben sollen, oder von Gott, oder Gut), sind gut und abergläubisch; ihre Sprache ist deutsch, aber ein eigener Dialekt, mit wendischen Worten gemengt und theils von wendischer Wortfügung. Ihre Tracht zeichnet sich besonders aus, durch die Schlafhosen und den geschorenen Kopf, der bloß auf dem Scheitel einen Zopf hat; oft durch einen Bart. (Z. d. Ü.).

Dieser Stamm soll von den Franken *) oder vielmehr von den Ostgothen abstammen, da die Untersuchung ihrer Sprache anzuzeigen scheint, daß ihre Voräl:ern die Gothen gewesen seyen; denn sehr viele Worte ihrer Sprache scheinen gothische oder dänische zu seyn. Aber heut zu Tage ist ihre ursprüngliche Sprache fast ganz vernichtet und mit wendischen Worten vermengt und nach der wendischen Sprache gebildet. Um einen ihrer Landsleute zu befragen, ob er auf dem Berge gewesen, sagen sie: Bis na rible geweschț? Hier ist

*) Breton übersetzte die Franken mit Franzosen, und wurde durch diesen Fehler zu lächerlichen Bemerkungen und Verwahrungen verleitet.

Anfang und Ende ganz deutsch, die Worte, na Hrible (auf Berg) sind slavisch, (das Wort Hrible hat mit dem gleichbedeutenden arabischen dgibel, dschibel, eine auffallende Ähnlichkeit, sagt der französische Verfasser, und noch mehr mit dem altdeutschen Hübel, dem umgekehrten Bühel, meint d. Ü.). — Der Gottscheer fragt, ob jemand verheirathet ist, so: hast geweibelt? also nach wendischer Art..

Aber ihre Sitten haben die Gottscheer rein erhalten, da sie sich mit keinem anderen Volke vermischen wollen; aus dieser Ursache, und da sie die Juden unter den Wenden sind, so leiden sie auch keine Juden unter sich. Als der Kaiser Joseph II. nach den Grundsätzen der allgemeinen Duldung den Juden erlaubte, sich in den inneren Provinzen Österreichs anzusiedeln, hielten die hiesigen Stände ihr einst erkauftes Recht, sich der Niederlassung der Juden bey ihnen widersetzen zu dürfen, mit Beharrlichkeit aufrecht, und der Reformator gab nach.

Die Gottscheer haben keinen Geschmack am Soldatenleben; sie sind dem Geschäft des hausirenden Krämers gänzlich ergeben. Während sie in der Ferne ihren kleinen Handel, der

ihnen auch nur wenig abwirft, betreiben, bebaut die zurückgebliebene noch ärmlichere Familie ein Stück armseligen Feldes. Denn hier ist der Boden so undankbar, daß der unglückliche Bauer manches Mahl nur das doppelte seiner Aussaat erntet.

Ihr Erwerbfleiß ist auf die Bearbeitung des Holzes gerichtet: sie bereiten daraus Reiter, Haarsiebe, Trinkgeschirre, Schalen, Teller und anderen Hausrath, was alles selbst übers Meer verführt wird.

Die Krämer ziehen durch alle Provinzen des österreichischen Staates, und selbst außerhalb desselben in der Moldau und Wallachey sah man welche; sie verführen auf Saumrossen ihren kleinen Vorrath: dieser besteht gewöhnlich in getrockneten oder verzuckerten Früchten, Zitronen, Pomeranzen, Oliven, Mandeln, Datteln, Baumöhle, ausländischen Weinen in Flaschen, gebrannten Geistern, vorzüglich Kirschbranntwein (Maraskino) von Zara, und Rosoglio von Triest, endlich kleinen Eisenwaaren, die in Krain verfertigt werden. Ihre Reise dauert oft Jahre lang, und oft kommen sie mit üblen Sitten nach Hause und mit Gleichgültigkeit gegen ihre Familie, wo-

I

Eine Gottscheerin.

durch ihre Wirthschaft oft schlecht gehet *). In ihrem Handel sind sie so gefühllos, wie die Juden, so daß sie die Waare um einen übertriebenen Preis biethen, sie aber um die Hälfte, ja selbst um das Viertheil desselben losschlagen; auch tragen sie es gewöhnlich darauf an, Hundert für Hundert zu gewinnen. – Selbst die Weiber betreiben manches Mahl diesen wandernden Kleinhandel, mit einem Ballen Waare auf dem Rücken und einem Stocke in der Hand laufen sie aus einem Lande in das andere. (Siehe das Kupfer).

Noch ist ein besonderer Gegenstand ihres Handels der aschgraue Balg des Billich **) (Myoxus glis des Linné), eines kleinen dem Eichhorne ähnlichen Thieres, welches hier so

*) Breton sagte hier, daß sie von ihren Reisen nichts zurück brächten!

**) Hacquet nennt hier den Billich, aber gab ihn lateinisch unrichtig mit Dipijaculus L. was er in den Druckfehlern bloß mit Myoxus verbessert. – Breton machte den Myoxus Muscardinus oder Mus Asellanarius L. die große Haselmaus daraus. Es ist aber der Billich die echte Ratte der Römer, welche sie fütterten und speisten.

häufig ist, daß man es jährlich im Herbste zu Tausenden fängt. Die Wälder (so der große ketenitzer Wald) sind fast ganz aus Buchen bestehend, deren Samen, die sogenannten Buchecker, der Leckerbissen dieses Thieres sind. Im Herbste erneuert der Billich seinen Pelz, und ist dabey, ganz seinem Wesen entgegengesetzt, träge, in welchem Zustande er leichter gefangen wird. Der Fang geschieht auf verschiedene Weise. Eine derselben besteht darin, daß man in den hohlen Stamm der Bäume, in welchen sich diese Thiere des Tages über aufhalten, einen langen Stab einbringt. Ein kläglicher Ton des Schreckens (dern, dern) verräth die Anwesenheit der Billiche; man nöthigt sie nun durch wiederhohlte Stöße mit dem Stocke herauszukommen, und fängt sie lebend. Aber sich dazu der bloßen Hände zu bedienen, ist gefährlich, denn der Biß des Thieres ist tief, und verursacht starke Schmerzen. Seine nadelförmigen und zugespitzten Zähne dringen durch die Finger hindurch. — Eine andere Weise ist folgende: Man bedient sich mit gutem Erfolge eines Bogens aus einem zähen Birkenaste, den man mit einer Sehne über einen Stab spannt, an

den eine Lockspeise (eine rohe oder etwas gedörrte Frucht) angebracht wird. Wie das Thier am Köder zu nagen anfängt, so reißt die Schnur los, der Bogen schlägt sich an den Hals des Thieres und hält es gefangen zurück. Wenn man in einer Nacht gegen dreyßig solcher Fallstricke aufstellt, so wacht man dabey sorgfältig, um die gefangenen Thiere alsogleich wegzunehmen, welche sonst Marder und Nachteulen wegfressen würden. — Die dritte Art dieses Fanges ist witzig und kann auch auf andere Jagden ähnlicher Thiere angewandt werden. Die Haselmäuse verschliefen sich im Herbste in Höhlen, um darin den Winter zuzubringen. Diese Höhlen suchen die Bauern auf, graben in der Nähe derselben ein tiefes Loch, in welches sie ein Faß verstecken und über welches sie, wie bey den Mäusefallen, einen trichterförmigen, mit abwärts gerichteten spitzigen Stäben versehenen Eingang anbringen, worauf sie alles so weit mit Erde bedecken, daß nur eine Öffnung von vier Zollen bleibt, durch welche das Thier hineinschliefen kann. Ist dieß einmahl geschehen, so kann es nicht mehr heraus und ist gefangen. — Die Billiche sind äußerst furchtsam

und entfliehen beym mindesten Geräusche. Die Nachteulen (Strix bubo der Schuhu, Uhu) haben den Gebrauch, bey der Nacht mit dem Schnabel zu schnalzen *), worüber die erschrockenen Billiche fliehen und so durch diesen Nachtvogel weggehascht werden. Dieses ist der Grund, aus welchem der Volksglaube seit Jahrhunderten vorgibt, daß die Billiche beständig von Kobolden verfolgt seyen. Valvassor nahm diese Meinung gleichfalls an, und lieferte, um die Sache deutlicher vorzustellen, ein Kupfer, auf welchem ein scheußlicher Teufel mit einer Peitsche eines dieser armen Thiere anfällt, und er fügt endlich die Bemerkung bey, daß man die alten Billiche fast immer mit verletzten Ohren antrifft, als sicheren Merkmahlen ihres Kampfes mit dem Teufel, was an den Ohren jüngerer Thiere nicht zu sehen ist; aber dieß rührt von ihrer großen Bissigkeit her. — Der Fang dieser Thiere gewährt den Gottscheern mancherley Nutzen, theils durch den Balg, der ein ziemlich gesuch-

*) Breton sagt, daß sie an die Bäume klopfen, um die darin befindlichen Haselmäuse auszustöbern.

tes Rauchwerk zu Winterkleidern der Frauenzimmer ist, theils durch ihr Fleisch. Manche Einwohner fangen sie im Herbste, um sich davon zu ernähren, wozu man das Fleisch einsalzet.

Die Gottscheer sind an Lebensart und in der Bildung den Dolenzern ähnlich. Sie sind nicht sehr abergläubisch, doch halten sie auf Wetterläuten und Hexen, auch sie haben ihren Blocksberg (es ist der Kleck), und halten auf die Wallfahrten und dergleichen, nach Hacquets Behauptung.

Unter den Heirathsfeyerlichkeiten der Gottscheer ist folgende besondere. Am Hochzeitstage begibt sich der Bräutigam an der Spitze eines zahlreichen Reiterzuges zu seiner Braut, die einen Krug mit Wein vorsetzt. Nachdem er und sie diesen geleert haben, wirft man ihn in Stücke, und gleich darauf setzt sich der Zug wieder in Bewegung, entweder zur Kirche, oder in die Wohnung des Ehemannes.

Die Abkömmlinge der alten Gottscheer sind heute zu Tage nicht zahlreich, und finden sich nur noch in einem einzigen Kreise

des Landes (im neustädtler dem östlichst gelegenen).

Die Tracht der Gottscheer scheint noch ganz die alte zu seyn *). Die Männer tragen die Haare kurz abgeschnitten, auch den Bart nur noch selten ganz, auf dem Haupte einen runden Filzhut. Der Hals und die Brust sind entblößt. Das Hemd ist lang, mit breiten über dem Rocke liegenden Kragen; darüber nehmen sie im Winter ein kurzes Wamms und ein grobtüchenes weißes Kleid ohne Ärmel, das durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten wird; sie tragen weite Pluderhosen von eben solchem Tuche, die bis an die Stiefel reichen; manche einen tüchenen Mantel, und auf dem Rücken einen Tornister. Meistens ist alles mit ihrem Handelsartikel, dem Baumöhle, beschmiert. — Die Weiber haben das weiße Kopftuch, wie die Dolenzerinnen, und die Haare kurz; aber die Mädchen haben sie in Zöpfe geflochten. Das lange Hemd hat um den Hals einen breiten gefalteten Kragen, darüber wird ein Überrock und eine Schürze angezogen, dann ein Rock, der

---

*) Dieser ganze, bey Breton fehlende Absatz ist aus Hacquet nachgetragen.

dem des Mannes ähnlich und auch ohne Ärmel ist; ein wollener Gürtel umschließt ihn. An den Füßen tragen sie Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen. Selten gehen sie ohne Stock. Sie handeln oft, wobey sie ihre Waaren in Butten tragen.

Im Allgemeinen sind alle bisher vorgeführten Stämme der Winden und Halbwinden fast den gleichen Krankheiten unterworfen. Da alle Volksstämme der julischen Alpen wenig zur Verschwendung geneigt sind, so sind sie kaum anderen Krankheiten unterworfen, als solchen, welche nicht hinreichend warm bekleidete Völker durch die im Frühling und Herbst plötzlich eintretenden Veränderungen der Wärme und Witterung erleiden. Sehr schädlich ist ihnen noch überdieß die Sitte, sich in ihren sehr geheitzten Häusern zu verschließen, und aus denselben ohne gehörige Vorsicht heraus zu gehen. Daraus entsteht plötzlich verhinderte Ausdünstung, deren Folgen Katarrhe, Seitenstich und Lungenentzündungen sind. Oft sind diese Krankheiten weit verbreitet, und richten große Verwüstungen an. — Alle diese Völker sind arm, und nicht sehr fröhlich.

Ihr Kalender heißt Prateka. Das Jahr (Led) hat zwölf Monathe, deren Nahmen von ihren eigenthümlichen Eigenschaften hergenommen sind (wie bey den Neufranzosen erst neuerlich geschah). Ihr erstes Monath fängt wahrscheinlich mit unserem ein und zwanzigsten März, zur Frühlings-Nachtgleiche an:

Der März heißt (Sushez) der trocknende Mond.

Der April (Mali-traven), der kleine Grasmond.

Der May (Veliki-traven), der große Grasmond.

Der Juny (Roshni-Zvet), Mond der Kornblüthe.

Der July (Mali-Serpan), der kleine Sichelmond.

Der August (Veliki-Serpan), der große Sichelmond.

Der September (Kimouz), der hinkende Mond (da sich die Tage verkürzen).

Der October (Kosaperst), Mond der Ziegenpaarung.

Der November (Listovgnoi), Mond des welkenden Laubes.

Der December (Gruden), der verzehrende Mond.

Der Jänner (Prosenz), der Hirsemond.

Der Februar (Svizham), der Lichtmond.

Da der Bauer *) selten die Schrift versteht, so ist sein Kalender voll eigener Zeichen, welche denen in Michel Lainsbergs Almanach abgezeichneten beyläufig ähnlich sind. Die Monathe sind in dem Kalender in drey Abtheilungen oder Zehnten abgetheilt (die Dekaden der Griechen und der Neufranzosen!); jeder Werktag ist mit einer schwarzen Pyramide bezeichnet, aber die Festtage durch eine Leere, oder gefärbte Pyramide, und die Sonntage durch ein auf einem rothen Halbkreise stehendes Kreutz; darüber sind die Witterungsveränderungen und die Mondwechsel abgebildet. Auch die Tage der vorzüglichsten Heiligen, und die großen Feste sind durch bestimmte Zeichen angegeben: manche durch ein Menschenbild, manche bloß durch die Merkzeichen der Heiligen: so ist es der des heil. Erasmus durch einen

*) Nicht der Gottscheer, wie Breton sagt, sondern alle bisher aufgeführten Wenden, deren Kalender hier im Allgemeinen beschrieben wird.

Bratspieß, auf dem Stücke von Gedärmen haften; der des heil. Johannes des Täufers durch ein Lamm; der des heil. Urbanus durch eine Weintraube, des heil. Markus durch einen Löwen, des heil. Nicolaus durch drey Schlüssel, des heil. Gallus durch einen Kettenhund mit einem Bund Holzes, der heil. Catharina durch ein Rad, der heil. Gertrud durch einen Schützen mit zwey Eidechsen; eine Taube bezeichnet den Pfingsttag. — Die Abbildung eines Hundes, oder der Sonne, oder des Mondes neben der eines Heiligen bedeutet die Hundstage, oder eine Finsterniß; der Fasching ist durch einen Narren mit einer Schellenkappe angedeutet. Die Sanduhr bezeichnet die Tageslänge in jedem Monathe. Unter dem eigenthümlichen Tageszeichen befindet sich die Zahl des Tages in arabischen Zahlzeichen, und tiefer unten stehen die Zeichen des Thierkreises.

Achter Abschnitt.

Die Liburnier, Liburnzi.

Liburnien ist das an Japidien in Süden gränzende Küstenland, und begreift die Ostküste Istriens von Castua gegen Fiume und einen Theil des nördlichen Dalmatiens; gewöhnlich versteht man unter den Liburniern die Fiumaner, und die Dalmatier zum Theile. Das Gebirge Caldiera begränzt das ganze feste Land Liburnien, nach Hacquet. Die ehemahlige Hauptstadt war Zara; die Stadt Liburna ist nicht mehr, und nur große Ruinen in der Gegend Bukowitza bezeichnen ihre Stätte, nun sind hier die Orte Castua (Kästau), Verschetzsch, Lourana, Vaprinez, Meschnize. — Die Sprache der Einwohner ist die wahre illyrische, mit wendischer gemengt, ohnedem sind sie auch mit Wenden gemischt, nach H. Ihr Schlag ist schon ins Italienische ziehend: sie sind wohlgebaut, stark, von braunen Augen und Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren. Sie

sind arm, gutmüthig, höflich und gastfrey, von großer Rechtlichkeit: so schildert sie Hacquet und besonders Fortis; sie sind herzhaft, und als gewandte Ruderer wagen sie sich ins hohe Meer, auf schmahlen Kähnen mit einem Querbalken. Ihre Betriebsamkeit beschränkt sich im Hochlande auf die Viehzucht, an den Abhängen auf den Weinbau und ihre Obstbäume; ihre Weinberge sind auf gemauerten Stufenabsätzen angebracht. (Z. d. Ü.)

Die Liburnier sind theils Illyrier, und mischen sich noch immer stark mit den Winden, mit denen sie fast die nämliche Sprache reden. Dieses Volk, das einst aus so braven Seemännern und muthigen Kriegern bestand und den Römern so große Furcht eingejagt und so große Dienste erwiesen hat, ist nun aus der neuern Geschichte fast verschwunden.

Die jetzigen Liburnier bewohnen einen schmahlen Landesstreifen von einigen Meilen längs der adriatischen Seeküste, und sind von hohen Kalkgebirgen umschlossen. Die Gränzen dieses Streifens sind gegen West das Meer, gegen Süd Istrien, gegen Nord das südliche Krain oder der Karst, und gegen Ost Dalmatien und Kroatien. Doch gehören auch die Bewoh-

ner der nächsten Eilande, der illyrischen, oder absyrtidischen Eilande der Alten, zu eben demselben Volke. (H.) Der höchste Berg auf dem festen Theile des Landes ist der Utzka oder Monte Major, aus dem sich mehrere treffliche Quellen ergießen. Die Wälder sind voller Kastanienbäume; die Gärten sind mit verschiedenen Obstbäumen bepflanzt, unter denen die Zitronen-, Granaten-, Mandel- und Feigenbäume die vorzüglichsten sind. — Aber Getreide trägt der felsige Boden fast gar nicht.

Bey so freygebiger Natur sind doch die Menschen von der größten Nüchternheit, denn des Fleisches enthalten sie sich fast gänzlich, wie die Slaven im Allgemeinen (H.). Der Mais gibt ihnen Brod, und Obst und Wein machen den größten Theil ihrer Nahrung aus. Aus den Beeren des Cederwachholders, (des spanischen Wachholders, Juniperus oxycedrus des Linné), die von Farbe roth, süßlichen Geschmackes und sehr gewürzhaften Geruches sind; brennen sie einen Branntwein.

Die Bauernhütten sind zwar klein, aber aus Steinen gebaut, und werden ziemlich reinlich gehalten, die Dächer sind mit sehr

dünnen Schieferplatten bedeckt. Stubenöfen haben sie nicht.

Die vorzüglichste Beschäftigung der Liburnier ist der Fischfang, doch bauen sie auch Wein und auf den Eiländern Öhl *), deren überflüssiges Erzeugniß sie ausführen, wodurch die Eilande Cherso und Osero **) allein jährlich gegen vier tausend erwerben. — Der ergiebigste Fischfang ist der des Thunfisches, deren einer manches Mahl vier bis fünf Centner wiegt; doch sind diese Fische in der Sommerhitze schwer aufzubewahren. — Die Bewohner des festen Landes schnitzen Holzwaaren.

Die Sitten der Liburnier sind halb slavisch, halb italienisch. Unter ihren Musikinstrumenten findet sich schon die Guitarre. Sie tanzen noch den Kollo, aber auf ihren Eilanden auch schon den figürlichen Tanz der Griechen. (Z. aus H.)

Bey ihren Hochzeitfeyerlichkeiten haben sie besondere Gebräuche. Bey der Ankunft des

---

*) Breton übersetzte: sie bauen in ihrem Eilande Wein und Öhl:

**) Breton sagte im Allgemeinen: sie gewönnen vier tausend Ducaten!

Bräutigams gehen ihm die Freunde der Braut bewaffnet entgegen, was auf die einstige Sitte des Mädchenraubes anspielt, auch hier wird eine häßliche Alte vorgeschoben. Beym Gange zur Kirche streut man Blumen, ja auch Getreide in den Weg. Noch vor der Mahlzeit sendet man den nicht geladenen Bekannten das sogenannte Bescheidessen, was in Krain nach der Mahlzeit geschieht. (Z. a. H.) Ein ganz eigenthümlicher Gebrauch ist folgender: Noch vor dem Ende der Gasterey erhebt sich alles von seinen Sitzen, und begibt sich außerhalb des Hauses. Hier muß die Neuvermählte über das Haus ihres Mannes einen aus grobem Teige gebackenen Kranz (Kolash) werfen *). Je höher der Wurf gelingt, eine desto glücklichere Ehe wird erwartet; wenn der Kuchen jenseits des Hauses niederfällt, ohne zu zerbrechen, so ist das ein Beweis, daß die Neuvermählte noch Jungfer ist, und daß sie eine gute Hauswirthinn seyn werde. So seltsame Schlüße macht man über diesen Versuch, bey

*) Breton übersetzte diesen mit einem dicken Kuchen.

so niedrigen Häusern, und mit steinharten Kuchen (allein würden wohl hohe Häuser und weiche Kuchen gründlicher das Gegentheil beweisen? fragt der Übersetzer; aber der Franzose, hier Hacquet, muß nun einmahl in Zeiträumen über sich oder andere in Ausrufungen ausbrechen). — Die zwey Brautführer müssen der Neuvermählten neue Strümpfe und Schuhe verehren, aber diese zieht sie erst dann an, wenn sie zum Tanze geht *), sie vergilt das Geschenke mit einem Paare schlechter Schnupftücher. — Bey Verwitweter Heirath findet auch hier die Rumpelmusik Statt. Von den Kindern beerbt der Knabe den Vater, Töchter die Mutter. Acht Tage nach der Niederkunft und vierzig Tage nachher, nämlich beym Vorgehen des Weibes wird geschmaust. H.

Bey Leichenbegängnissen weint, nach alter Sitte, die ganze Gesellschaft, aber nach derselben tauchen sie ihren Schmerz in die Fluthen des Weines. Hat der Verstorbene eine Witwe hinterlassen, so bringen ihr die Ver-

*) Bey Breton heißt es: nach dem Tanze.

Kur
wei=
wei=
ose,
äu=
gen
üs=
nd
n
lt
r
=
.
=

I.

Liburnier. Liburnz.

wandten Tag für Tag die ausgesuchtesten Speisen, gleichsam aus Furcht, daß sie sich sonst dem Hungertode überlassen möchte, auch tragen sie jede erdenkliche Sorge, um sie bey guter Laune zu erhalten. Aber man hat auch gegen einen hinterlassenen Witwer eben die nämliche Rücksicht.

Die Tracht der Liburnier ist nach dem Bezirke verschieden, aber sie ist fast die nämliche mit der der Franzosen und Italiener, welche Anwohner der Küsten des Mittelmeeres sind. Die Männer haben eine ihrer gewöhnlichen Lebensart, der des Seemannes (Marinari) angemessene Kleidung (siehe das Kupfer), eine kurze dunkle Jacke (Halyna) und lange schwarzbraune Hosen; um den Kopf winden sie im Sommer ein Schnupftuch, sonst tragen sie wollene Mützen, aber sehr selten einen runden Hut. Bey kaltem Wetter haben sie einen Mantel mit Capuze, und im Winter wollene Strümpfe und Schnürschuhe.

Die Weiber tragen ihre Kinder während des Schlafes gewöhnlich in einer ganz kleinen Wiege auf dem Kopfe, oder sie wiegen dieselben auf der Erde, indem sie durch schwache Anstöße die runden Füße der Wie-

ge in Bewegung setzen. — Soweit geht dieser Aufsatz bey Breton, der also die Tracht der Liburnierinnen übergangen hat, die aus Hacquet nachgetragen werden soll. Aber Breton hat einen lächerlichen, und weil er gegründet ist, auch wichtigen Fehler begangen, da sein Kupfer, welches die Liburnierinn vorstellen soll, bey Hacquet etwas ganz anderes ist. Hacquet gab nämlich als Titelvignette des dritten Heftes, siehe Abbildung und Beschreibung der südwest- und östlichen Wenden, Illyrer und Slaven, die Zeichnung eines morlachischen Popen und seiner Frau vor einem Grabmahle; sie trägt die Wiege mit dem Kinde auf dem Kopfe, und eine tellerförmige Holzflasche (Tschutora) mit Wein in der Hand; — daraus machte Breton seine Liburnierinn! — Hacquets Liburnierinn ist das im dritten Hefte seines Werkes S. 108 beschriebene Kupfer: sie zieht ein Fischnetz, das über den Rücken hinabhängt und das sie auf der Erde nachschleppt. (D. Ü.)

Die Liburnischen Weiber tragen auf dem Kopfe einen Turban aus weißer Leinwand, dessen ein Ende über den Rücken hängt; die Haare sind dadurch verdeckt, aber bey den

Mädchen in den Zöpfen herabhangend. Über das Hemde tragen sie ein kurzes Leibchen (Arnosh), welches vorne mit farbigen Bändern zugeschnürt ist; darüber eine schwarztuchene Jacke mit Ärmeln (Hlebz), und einen grünen oder rothen Überrock (Shaupr); beyde sind eingesäumt. Das Vortuch (Prepert) ist weiß. An den Füßen haben sie weiße Strümpfe und Schnürschuhe. — Die Bewohnerinnen des festen Landes tragen manches Mahl den Gürtel (Pas) mit einem leinenen Rocke; so die Fiumanerinnen. Die Bewohner der Eilande haben hierin viel mit den Dolenzern gemein. Nach Hacquet.

Neunter Abschnitt.

Die Morlachen, Moreslassi.

Die Wohnsitze der Morlachen sind in Dalmatien, und zwar im italienischen Antheile, an den Flüssen Kerka, Cettina, Narenta, und zwischen den Gebirgen des mittelländischen

Dalmatiens. Nach Büsching. Sie befinden sich also zwischen dem zengischen Gebiethe und St. Georg, und zwischen den Inseln und dem venetianischen Gebiethe Zara (Jadra), und haben eine Strecke von beyläufig 15 Meilen in die Länge und fünf in die Breite inne. Nach anderen erstreckt sich die Länge von Vinodock bis Novigrad. Nach Luca. — Die Morlachen bewohnen vorzüglich die Städte Zeng, Novigrad, Obrovazzo, ferner Knin und Cotar (so heißt bey ihnen Zara). Der Fluß Kerka ist der Römer Titius, er entspringt beym Dorfe Topolye, benetzt Knin (Tuie, Tininium), Scardona und Sebenico. Der Fluß Cettina, einst Tilurus oder Nessus, benetzt Vasso di Han, Wisseh, Almissa, und fließt nahe bey Seige. Der Fluß Narenta, einst Naro, benetzt Pogania oder Primiore, ferner Naronas Ruinen beym Dorfe Vido. — Auch in diesem Lande wüthet der schreckliche Nordostwind, der Bora, er führt faustgroße Steine mit sich, tödtet durch Kälte, und schleudert große Lasten nieder. H. Die Morlachen sind ein zahlreiches Volk, und nicht-unirte Griechen. Ihrem Nahmen gibt man verschiedene Ableitungen. Sie selbst nennen sich Ulassen, und die Städtebewoh-

ner, die näher der Küste wohnen, Mor-Ulassen, das heißt, Meerulassen. Nach dem Italienischen sollen sie Mauro Vlachi, von More schwarz, und Ulachi, slavisch Lateiner, also schwarze Lateiner oder Italiener heißen, oder von dem slavischen More, Meer, und Vlach, Italiener, also Meerwälsche, oder von More, Meer, und Vlah, oder Ulah, reicher oder mächtiger Mensch (nach Fortis), also Seemächtige, oder Mororlachi, mächtige Menschen vom fernen Meere her. Wallach ist ohnedem kein Eigennahme, und an der chrobatischen Seeküste nennen sie sich noch Serblier, was sie auch dem Ursprunge nach sind, was sowohl die Geschichte, als auch ihre slavische Sprache nachweist. Sie sind also keine Wallachen, noch aus der Bulgarey, wie Cassas vermuthet. (Z. d. Ü.)

Dieser illyrische Stamm bewohnt nur, nicht wie die Liburnier, einen kleinen Strich auf der Nordküste des adriatischen Meerbusens, sondern er findet sich auch im ganzen oberen Dalmatien zerstreut. Die Gränzen des von den Morlachen bewohnten Küstenlandes sind gegen Süd das Meer, gegen West Liburnien, gegen Nord das hohe Alpengebirg

Vellepich (die Montes albi der Alten), gegen Ost-Oberdalmatien.

Im Jahre 640 nach Christi Geburt sandten die Morlachen, aus Großchrobatien und Großserblien, welches nach Constantin Porphyrogeneta über dem karpathischen Gebirge lag, Gesandte an den Beherrscher des oströmischen Kaiserstaates Heraklius, um sich von ihm die Zusage zu erbitten, sich in seinem Staate niederlassen zu dürfen. Sie bevölkerten nun die adriatischen Seeküsten, ferner Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Servien, und Bosnien. — Das Vorgeben Cassas, als wären die Morlachen bulgarischen Ursprunges, ist ohne Grund. Der Abbate Fortis gab eine treffliche Schrift über dieses Volk heraus (Viaggio in Dalmazzia), doch betrifft sie nur die Morlachen des einst venetianischen Dalmatiens, er macht von den kroatischen Morlachen gar keine Erwähnung, obgleich dieses Volk nach ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten nicht überall ganz gleich ist *). Die

*) Breton sagt: darnach seyen sie ganz dasselbe Volk; dieß ist richtig, aber doch nicht der Sinn Hacquets.

Morlachen zeigen, nach Fortis, keine Spur eines lateinischen oder italienischen Ursprunges, obgleich dieser Reisende mehrere deutlich aus dem lateinischen entlehnte Worte in ihrer Sprache vorfand, als Salbun, Sabulum lat., Sand; Slap, lapsus lat., Wasserfall; Vin, vinum, Wein; plavo, flavus lat., gelb; lip, lippus lat., blind (denn diese Worte konnten und mußten sich bey Vermischung der Morlachen mit den Italienern, und bey der italienischen Oberherrschaft allmählig ergeben; vinum ist endlich ein Wort fast aller europäischen Sprachen und daher nichts für die Sprachen, sondern nur für die spätere Kenntniß des Weines beweisend. (D. Ü.)

Der Nahme der Morlachen kommt von den slavischen Worten More, Mur, auch Nurjeä, das Meer, und Vlah, Vlak, oder Vloch, ein Italiener, und bedeutet also einen Meeritaliener, d. h. einen am Meer wohnenden Italiener, wie sie von ihren slavischen oder serblischen Nachbarn benannt wurden; denn Wallach ist kein Eigennahme irgend eines Volkes, und sie selbst nennen sich an den kroatischen Seeküsten noch Serblier. So Hacquet, aber nach Fortis bedeutet das Wort vlach

oder ulah nicht einen Italiener, sondern einen reichen und ansehnlichen Menschen, also einen mächtigen am Meere wohnenden Menschen.

Die Morlachen sind groß, stark und haben schöne männliche Gesichtszüge. Ihre Lebensart ist Ursache ihrer dunkelbraunen Farbe, doch gibt es auch, besonders in den Alpen, unter ihnen solche, die, wie der größte Theil der Weiber, blond und blauaugig sind, was ein sicherer Beweis ihrer Abstammung aus dem Norden ist. — Oft haben sie die gequetschte Nase der Sauromaten, oft das römische Ansehen der Italiener. Ihre Lebensart ist einfach; sie essen wenig Fleisch; ihr Alter bringt erst die Entkräftung und der Tod erfolgt natürlich. Nach Cassas sind sie berühmte Lügner, gastfrey, standhaft, nicht habsüchtig, Mord und Diebstahl findet sich nur in den Gebirgen, wo sie an mehrere Staaten gränzen, und sich verschiedene Religionen finden. Solche Räuber nennt man hier Haiducken (sehr unschicklich sagt Hacquet, da die Haiducken in Niederungern einen guten Ruf haben). Die Sitten, der Morlachen ausgenommen, sind die der Gebirgsbewohner, gleichen also denen der übrigen gebildeten Völker

sehr. — Die Bergbewohner sind wild und grausam. „Ihre Räubereyen äußern sie, sagt Fortis, gewöhnlich gegen die Türken, doch schonen sie in der Noth auch der Christen nicht. Unter den feinsten und kühnsten Streichen, die man mir von einem dieser Gebirgsbewohner erzählt hat, ist folgender ein sehr bezeichnender: ein armer Mann hatte sich auf dem Markte in einer nahen Stadt einen Kessel gekauft; er setzte sich neben demselben auf die Erde und unterhielt mit einem Bekannten ein lebhaftes Gespräch. Indessen näherte sich ein Bergmorlache und setzte sich schnell den Kessel auf das Haupt, wobey er seine eingenommene Stellung fest behauptete. Nach Beendigung seines Gespräches sah sich der Eigenthümer nach seinem Kessel um; er wandte sich schnell an den Schelm, der solchen auf dem Kopfe hatte, und fragte: ob er nicht durch jemanden einen ähnlichen Kessel habe wegtragen sehen. Nein, sagte dieser, darauf habe ich nicht Acht gegeben; aber hättest du deinen Kessel, wie ich den meinigen, auf den Kopf gesetzt, so hätte man ihn dir nicht stehlen können!“

Aber Fortis setzt nun hinzu, daß ungeach-

tet dieser und ähnlicher Diebereyen, ein Reisen-der bey den Morlachen in vollkommener Sicherheit reisen könne; man erhält mit Leichtigkeit Sicherheitswachen, und wird überall mit Gastfreundschaft empfangen.

Bey den Küstenbewohnern sind Dieberey und Mord fast ganz unbekannt. Nur die Gebirge enthalten jene harten und wilden Menschen, die wir eben anführten; unter den Gebirgsbewohnern sind die Haiducken berühmte Räuber und der Schrecken der Reisenden. „Aber vor dieser Gefahr darf man doch auch nicht, sagt Fortis, zu sehr erschrecken, denn es gibt ein einfaches und sicheres Mittel, in diesen wüsten Gegenden gesichert zu reisen, nämlich sich geradezu von einigen dieser ehrlichen Leute begleiten zu lassen, denn sie sind der Verrätherey unfähig. — Diese Haiducken, so fährt Fortis fort, führen ein Leben, wie die Wölfe: denn sie irren zwischen unzugänglichen Abgründen herum, klettern von Fels zu Felsen, um ihren Raub aus der Ferne auszuspähen, schmachten in Schlünden der einsamen Berge und in scheußlichen Höhlen, sie sind durch die stete Unruhe des Verdachtes gemartert, allem Un-

gemache der Jahrszeiten, oft dem Mangel ausgesetzt, oder gezwungen ihr Leben zu wagen, um die Mittel des Lebens zu erreichen. Und so müßte man von diesen wilden und durch beständiges Elend aufgeregten Menschen nur lauter Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten erwarten, aber mit Erstaunen beobachtet man, daß sie nie etwas gegen die vermeintlichen Urheber ihrer Bedrängnisse unternehmen. Sie vergreifen sich nie an bewohnten Orten, und sind treue Geleitsmänner der Reisenden." — Man muß hierbey bemerken daß sie aus dieser Ursache von den Reisenden, obgleich unrichtig, den Nahmen der Haiducken erhalten haben, den in Ungarn die Begleiter der Reisenden in den Gebirgen tragen. Die ungarischen Haiducken sollen größten Theils ein Hirtenleben führen, aber dieß ist der Fall nicht bey den illyrischen Haiducken (— Haiducken heißen in Ungarn die Soldaten der Gespannschaften, Städte und Herrschaften, welche nur zur Wache bestimmt sind, und bloß vom Solde leben. Ihre Nahmensverwandten, oder vielmehr Nahmensgeber sind die Bewohner der sogenannten sechs Haiduckenstädte in der saboltscher Gespannschaft, die vom Könige Ma-

thias I., als stehende Soldate, große Freyheiten erlangten, und noch jetzt im Genusse derselben vom Ackerbaue und der Viehzucht leben. Z. d. Ü.)

Der Gegenstand ihrer Räubereyen, so fährt Fortis fort, sind großes und kleines Vieh, das sie nach ihren Höhlen schleppen, wo sie das Fleisch verzehren, und die Häute zur Bereitung ihrer Schuhe aufbewahren. Manches Mahl treibt sie der Hunger aus ihren Schlupfwinkeln, dann nähern sie sich den Hütten der Schäfer, von wo sie die versagten Lebensmittel mit Gewalt wegnehmen. Der Muth dieser Leute ist im geraden Verhältnisse ihres Bedarfes und harten Lebens. Vier Haiducken unterstehen sich eine Reisegesellschaft von fünfzehn bis zwanzig Türken anzugreifen, und es gelingt ihnen bey solchem Verhältnisse der Zahl gewöhnlich, sie alle zu plündern." — Zum Rauben werden sie aber auch außer der gebietherischen Noth durch religiösen Grund gebracht, indem sie nie aufhören, die Türken zu bekriegen, da man es ihnen öfters zur Gewissenssache macht.

Diese Räuber werden durch eigens dazu aufgestellte Landsoldaten, die man P a n d u-

ren nennt, verfolgt. Wenn diese einen Haiducken fangen, so haben sie nicht nöthig, ihn zu knebeln, sondern es genügt ihnen, den Riemen seiner weiten Hosen zu zerschneiden, worauf diese bis auf die Füße des Haiducken hinabfällt, und ihn zu fliehen verhindert. — Den Nahmen Panduren führen die kroatischen Landsoldaten schon seit langer Zeit, ohne daß er eine genaue bestimmte Bedeutung hätte. (Sie haben ihren Nahmen von dem in der Pesther Gespannschaft gelegenen raizischen Dorfe Pandur, dessen kühne Soldaten einst unter einem Harumbascha fochten, später aber im österreichischen Erbfolgekriege unter dem Freyherrn Franz von Trenk berüchtigt wurden. D. Ü.) Übrigens sind die Panduren eben so wild und grausam, als die von ihnen verfolgten Räuber. Sie sind für das Haus Österreich eine Pflanzschule leichter, durch ihre Räubereyen berüchtigter Truppen.

Die Morlachen sind unversöhnlich, und haben ein darauf zielendes Sprichwort: wer sich nicht rächet, reiniget sich nicht. Sie bewahren, so wie die kaukasischen Tscherkassen, die blutigen Kleider eines Gemordeten so lange auf, bis einer seiner Abkömmlinge jene Beleidigung

gerochen, oder bis sich, was freylich höchst selten geschieht, ein Glied aus der Familie des Mörders, mit einem Stricke um den Hals, gestellt hat (was auch nicht allezeit Statt findet), um die Vergebung der Schuld zu erbitten.

Der Trunkenheit oder anderen zügellosen Leidenschaften sind sie nicht ergeben, und auch darin sind es die Gebirgsbewohner mehr, als die der Küsten. Die Mädchen haben zwar einen freyen Umgang mit den Männern, aber dabey halten sie sehr auf die Reinheit der Sitten. Es ist eines der seltensten Schauspiele, zu schauen, wie die aus der Kirche gehenden Weiber und Mädchen von den ihnen begegnenden Männern und Jünglingen umarmt werden, so daß man glauben sollte, alles gehöre zu einer Familie. Aber über diese kleine, schöne Vertraulichkeit geht man auch nicht weiter hinaus. Ein Mädchen, welches ihren Ruf verliert, hat auch kein Recht mehr, die jungfräuliche Mütze ferner zu tragen: dieß ist eine rothe Haube, von welcher oft ein langer Schleyer über die Schultern hinabhängt. Gewöhnlich beraubt sie der Pfarrer dieses Ehrenzeichens, einer ihrer Verwandten schnei-

det ihr die Haare ab, und die Unglückliche ist bald gezwungen, die Gegend zu verlassen.

In der Freundschaft sind die Morlachen beständig. Sobald hier zwey Menschen eines Geschlechts eine innige Freundschaft unter sich geschlossen, und sich so wechselseitig die Nahmen Pobratimi oder Posestrina (Halbbruder oder Halbschwester) gegeben haben, so trennen sie den geschlossenen Bund nie mehr. (Auch in den Karpathen ist diese Sitte zu Hause.)

Gegen alle Fremde üben sie die rührendste Gastfreundschaft aus; nur gegen die Italiener sind sie etwas mißtrauisch. Der Italiener Abbate Fortis bemerkt ziemlich naiv, daß wiederhohlte, an den Italienern gemachte Erfahrungen bey ihnen die Unredlichkeit der Italiener zum Sprichworte gemacht hätten. Um die Unzuverlässigkeit der Worte irgend eines Menschen zu bezeichnen, bedienen sie sich der Ausdrücke: Passio viro, Lanzmanska viro (Hundsglaube; italienischer Glaube; — unter dem Nahmen Landsmann verstehen sie die Italiener).

Mir ist es unbekannt, wie sehr sie Ursache haben, den Italienern, oder anderen Völ-

kern nicht zu trauen, aber das weiß ich, daß sie ebenfalls guten Grund hätten, gegen eine große Menge listiger Schwätzer auf ihrer Hut zu seyn, die ihren Hang zum Aberglauben mißbrauchen und ihnen die Frucht ihrer Sparsamkeit entziehen. Sie verkaufen ihnen alle Arten von Amuletten, welche sie vor Zaubereyen bewahren sollen, was für die Verkäufer ein zu einträglicher Handel ist, als daß sie es unternähmen, die Käufer über die vorgeblichen Unthaten aufzuklären. Im Gegentheile verstehen sich die sogenannten Zauberer und ihre Beschwörer aufs beste, um diese Auflage auf die Leichtgläubigkeit unter sich zu theilen. — Ihre Ärzte tragen auch von ihrer Seite bey, um sie zu besteuern. (Das Kupfer stellt die Frau eines morlachischen Popen vor, sie hat die Wiege auf dem Kopfe, und das Weingefäß (Plutzer) in der Hand.)

Die Wohnungen der Morlachen (Kucha) sind denen der Liburnier ähnlich, aber sie werden minder reinlich gehalten. Ihr Inneres ist scheußlich geschwärzt, da man sich darin keiner anderen Lichter bedient, als brennender Spane der Tannen oder anderer harzigen Hölzer, die alle einen dicken Rauch ausstoßen.

I.

Weib eines morlachischen Popen.
More-vlaha.

An den Seeküsten sind die Hütten aus Steinen gebaut, aber auf den Gebirgen sieht man nichts, als elende hölzerne Hütten, die in zwey Theile getheilt sind, deren einer für die Menschen, der andere für das Vieh gehört.

Dort, wo Wein gebaut wird, sind in den lebenden Felsen Gewölbe gehauen, welche aus zwey oder drey Kammern, und einem Stalle bestehen. Die Kirchen haben kein besseres Schicksal, als die Häuser, denn auch in ihnen herrscht die äußerste Armuth und Unreinlichkeit. Nur jene Kirchen und Pfarren haben gute Einkünfte, wo der Aberglauben des Volkes Vorschub findet und Handel mit Amuletten u. dgl. getrieben wird.

Der Erwerbfleiß hat bey diesem Volke noch keine Wurzel gefaßt. In den Gebirgen führt man bloß ein Hirtenleben, und der Ackerbau ist sehr vernachlässigt, indem die Rauhigkeit des Klima keine anderen Erzeugnisse als Roggen und Hafer erwarten läßt. Gewöhnlich zieht man kein anderes Vieh, als Ziegen und Schafe, zu deren Nahrung die hiesigen Kalkgebirge trockene und gewürzhafte Kräuter hergeben, wodurch ihr Fleisch schmackhafter

und nahrhafter wird. — In holzreichen Gegenden macht man Breter, Krummhölzer und mehrere solche Schiffsbaumaterialien, die man nach den kleinen Seestädten verführt. — In dem niedrigen Theile des Landes, in der Nähe der Seeküsten, erzeugt man Mais und andere Kornfrüchte, allein der Weinbau und der Fischfang sind dennoch die vorzüglichsten Gegenstände der Beschäftigung. Der Fang der Thunfische (Gadus Thynnus Linnéi) ist eines der merkwürdigsten Schauspiele. Um viele dieser Fische auf eine Stelle zusammen zu locken, stellt man mehrere Leitern, von sechs Klaftern und drüber, ins Land nahe am Ufer, so daß sie sich in schiefer Richtung aufwärts bis über die Oberfläche des Wassers erheben. Auf jeder dieser Leitern steht ein Mann, mit einem Sacke voll großer Steine, und belauert den Zug des Thunfisches. So steht er oft den ganzen Tag über; wenn er nun einen Fisch bemerkt, so wirft er ihm einen Stein nach, und zwar von einer solchen Seite, daß der erschrockene Fisch gegen die aufgestellten Netze zu flieht. Die Lage dieser Fischer ist schwierig und gefährlich (man sehe eine genaue Versinnlichung derselben im Hintergrunde des

beyliegenden Kupfers), denn bricht die Leiter, so fällt er ins Wasser, und obgleich diese Leute alle gute Schwimmer sind, so ist doch dieser Theil der Küsten ganz mit spitzigen Felsen besetzt, so daß sich die Fischer im Falle leicht verletzen können. — Auch der Fang der aus dem Süden ankommenden Wandervögel, z. B. der Lerchen, ist beträchtlich.

Die Hochzeitfeyerlichkeiten haben bey den Morlachen viel Ähnliches mit denen der nahen Völker. Aus mehreren Töchtern eines Hauses heirathet immer die älteste zuerst, wenn sie nicht durch eine Krankheit, oder ein leibliches Gebrechen zum ehelosen Stande verdammt ist. Doch stimmt mit dieser Angabe Hacquets die des Abt Fortis nicht ganz überein, der sich so darüber äußert. „Es ist bey diesem Volke häufig der Fall, daß ein junger Mann aus einem sehr entfernten Dorfe ein Mädchen zur Ehe begehrt. Diese Ehen werden bloß zwischen den Ältern der theilnehmenden Familien unterhandelt und beschlossen, ohne daß sich die zukünftigen Eheleute jemahls gesehen haben. Die Ursachen dieser fernen Ehen ist nicht die Seltenheit der Mädchen eines Dorfes oder einer Gegend, sondern vielmehr

nur das Bestreben, sich mit einer Familie zu verbinden, die zahlreich ist, und sich durch eine Reihe muthiger Männer Muth erworben hat. Der Vater oder ein älter Verwandter des Jünglings begehrt das Mädchen, oder vielmehr eine Tochter eines solchen Hauses, denn die Wahl ist meistens nicht voraus bestimmt. Man führt ihm alle Töchter des Hauses vor, und er wählt nach seinem Geschmacke, doch ehrt er fast immer das Vorrecht der älteren Tochter."

Gewöhnlich ist man in der Wahl des sich darbiethenden Freyers nicht schwierig. Nicht selten gibt ein Morlache, nach dem Beyspiele der hebräischen Altväter, seine Tochter einem seiner Knechte oder auch dem ärmsten Taglöhner, „so wenig Werth legt man in diesem Lande auf die Weiber," meint Fortis.

Die Begleiter des Bräutigams, so fährt Hacquet fort, heißen Swati, sie sind gewöhnlich zu Pferde und stattlich gerüstet. Auf ihren Mützen haben sie einen zierlichen Federbusch von Pfauenfedern; sie sind so ganz bewaffnet, als hätten sie das Ansehen, auf ihrer Hut zu seyn, denn so bringt es die alte Sitte mit sich. — Der angesehenste Swati heißt Sta-

riswati, der hier wie bey den Wenden der Starashina, alles anordnet; sein Gehülfe ist der Stachez, und sein Diener ist der wahre Ceremonienmeister, der Chinus, der den Zug zur Kirche besorgt. Der Bräutigam reitet zwischen zwey Diweri, die Braut zwischen den Swateni. Voraus zieht eine seidene Fahne, auf deren Spitze ein Apfel steckt. (Z. aus H.) Die alte Sitte, bewaffnet zu seyn, rührt davon her, weil wirklich einst unter diesem Volke eben solche Gefechte nicht selten waren, dergleichen nach der griechischen Mähre die Hochzeit des Pirithous durch den Kampf der Centauren und Lapithen störten. Denn, wenn sich mehrere um die Hand eines Mädchens bewarben, so strebten sie um dieselbe in Angriffen der Behendigkeit, der Geschicklichkeit oder selbst der Lebhaftigkeit des Geistes, und oft entstanden dabey blutige Auftritte.

Es gibt in diesem Fache ein altes illyrisches Gedicht auf die Heirath des Woiwoden, Janko von Sebigne, dessen Inhalt folgender ist. Er hatte Jagna von Temeschwar zur Ehe verlangt. Die Brüder seiner Auserwählten bezechten ihn, und schlugen ihm nun eine Prüfung seiner Geschicklichkeit vor, deren

günstiger Ausgang ihm die Hand ihrer Schwester, deren ungünstiger aber ihm den Tod bringen sollte. „Zuerst pflanzten sie (so erzählt das Gedicht) in den Boden eine Lanze auf deren Spitze ein Apfel steckte; lächelnd sagten sie ihm: Janko! dieser Apfel sey dein Ziel, wenn ihn dein Pfeil nicht durchbohrt, so falle, als Preis deiner Vermessenheit, dein Kopf." — Janko bestand diese Prüfung, aber zwey neue wurden ihm vorgelegt. Man befahl ihm über neun vorgeführte Pferde in einem Sprunge wegzusetzen, und als letzte Prüfung wurde ihm aufgegeben, unter neun verschleyerten Jungfrauen seine Zukünftige zu erkennen. Der Gebrauch ließ es dem Freyer zu, sich durch wen immer, der den schrecklichen Glückumschlag des Mißlingens auf sich nehmen wollte, ersetzen zu lassen. Statt Janko's unternahm es sein Neffe, Zekulo, die letzten zwey Prüfungen zu bestehen. Zekulo sprang über die neun Pferde weg; und auch aus der letzten, der schwierigsten Versuchung, zog er sich mit vieler Geschicklichkeit. Als er vor die neun Jungfrauen geführt wurde, breitete er seinen Mantel auf die Erde, warf eine Handvoll goldener Ringe darauf und rief mit schreckli-

cher Stimme: „Nähere dich, o du liebenswürdige Jungfrau! Janko's Verheissene, und lese die Ringe auf. Würde es aber eine andere wagen, ihre Hand auszustrecken, so werde ich ihr mit einem Streiche dieses Schwertes zugleich den Kopf und den Arm weghauen." Durch diese unartigen Worte erschraken die Achte, aber Janko's Auserwählte zauderte nicht, die Ringe aufzulesen und so entdeckte sie Zekulo durch diesen witzigen Kunstgriff. — Noch sieht man in diesem Lande grob gearbeitete halb erhobene Arbeiten, welche Gebräuche dieser Art darstellen.

Nach der ehelichen Einsegnung wird geschossen, Glück gewünscht, und man beobachtet noch eine Sitte, welche bey den alten Römern gebräuchlich war. Man bringt der Neuvermählten ein Sieb oder einen Korb voll Nüsse oder Mandeln, von denen sie zuerst den Swati austheilt, dann aber den Rest unter die Gäste auswirft, zum Zeichen des einst im Hause herrschenden Überflusses. — Am ersten Tage speiset die Neuvermählte an einem abgesonderten Tische mit den Diveri und Stachez, an einem anderen speiset der junge Ehemann mit den Swati und dem Stariswa-

ti, seinen Begleitern. Die Reihe der Speisen ist hier eine der gewöhnlichen ganz entgegen gesetzte, denn zuerst trägt man Früchte und Käse, zuletzt aber die Suppe auf. Selten sind dabey Weiber zu Gaste geladen, und ist dieß der Fall, so speisen sie an einem abgesonderten Tische. — Unter den im Überflusse aufgetragenen Fleischspeisen ist das gewöhnlichste Fleisch das der Ziegen, Lämmer und des Geflügels, manches Mahl Wildbret, selten Kalbfleisch, das man bey jenen Morlachen, die an den alten Sitten haften, nie sieht. Diese Abneigung gegen das Kalbfleisch schreibt sich aus den ältesten Zeiten her, und schon der heilige Hieronymus spricht davon mit folgenden Worten: „aber bey uns wird es für eine Missethat gehalten, Kälber aufzuessen." (At in nostra provincia scelus putant, vitulos devorare.)

Die Hochzeitfeyerlichkeiten heißen Sdravizze (wovon sich nach Fortis das italienische Wort Stravizzo, Gastmahl, Freudenfest, herschreiben soll)! sie dauern selten *) durch mehrere

---

*) Dieses selten ließ Breton hinweg, woraus der entgegen gesetzte Sinn entstand.

Tage, und in diesem Falle bringt die junge Frau an jedem Morgen den Gästen das Waschwasser, wofür diese in das Waschbecken etwas Geld, welches der jungen Frau bestimmt ist, legen. Noch erwirbt sie sich etwas Geld dadurch, daß sie die Mützen, die Messer und andere Sachen der Gäste versteckt, welche diese wieder auslösen müssen; endlich macht ihr jeder Gast irgend ein freywilliges Geschenk; und so wird ihre Mitgift, die gewöhnlich nur in ihren Kleidern und einer Kuh besteht, doch um etwas vermehrt.

Nach der Mahlzeit folgt ein Tanz und Gesänge, in denen man heidnische Gottheiten, deren Andenken selbst das so alte Christenthum nicht auslöschen konnte, besingt.

Ist am ersten Tage die Stunde des Schlafengehens für die Neuvermählte erschienen, so sorgt der Kuum, der Familienvertraute, dafür. Er führt seine Mündel zur Ruhestätte *) läßt die Staches, die zwey Diveri hinausgehen, und bleibt mit den Neuvermähl-

*) Breton setzt hinzu: in den Stall, der gewöhnlich statt des Brautzimmers dient.

ten allein. In Gegenwart des Kuums löst die Braut ihren Gürtel, und muß sich bis auf das Hemde entkleiden, nun bringt er sie noch zu Bette, und sagt den Eheleuten sein Lebewohl. In manchen Gegenden nimmt er noch, kurz vor dem Weggehen, von dem Kopfe der Braut die jungfräuliche Krone mit seinem Säbel herab (wie bey den Winden). — Der Kuum selbst oder ein Swati bleibt vor der Thüre stehen *), bis er vom Bräutigam durch einen Pistolenschuß vernimmt, daß er die Jungfrauschaft unverletzt gefunden habe, worauf die Swati mit mehreren Gegenschüssen antworten. — Beym Gegentheile sind alle Feyerlichkeiten plötzlich zu Ende.

So wird der Kuum ein Verwandter, den die Ehefrau in der Zukunft immer verehren muß; auch er hat das Recht, und ist sogar verpflichtet, sie bey jeder Begegnung zu umarmen. — Obgleich der Staches und die Diveri nichts anderes thun konnten, als daß sie die Neuvermählte verließen, so macht man ihnen doch scheinbar ein Verbrechen daraus, und um sie da-

*) Die folgende Stelle hat Breton theils weggelassen, theils verändert.

für zu bestrafen, sind sie gezwungen, mehrere Gläser voll Raffia oder Branntwein bis auf den Boden zu leeren.

„Am folgenden Tage (so erzählt Fortis) legt die junge Frau ihren Schleyer und ihre Haube ab, und wohnt mit bloßem Kopfe der Mahlzeit der Swati bey; hier muß sie die gröbsten Zweydeutigkeiten und kahlesten Späße anhören, die sich die betrunkenen Gäste mit Beseitigung jeder Art von Schicklichkeit bey dieser Gelegenheit für erlaubt halten." — Einer der seltsamsten Gebräuche ist jener, mit welchem die Braut ihr älterliches Haus verläßt. Ihre Ältern übergeben sie dem Schwiegersohne, während sie ihm die schlimmen Eigenschaften der Braut mit seltsamer Übertreibung aufzählen. Sie sagen ihm: „Du hast Unrecht, einen so schlimmen Gegenstand zu nehmen; aber wenn du dich nun einmahl mit demselben beladen willst, so vernehme auch, daß sie nichts taugt, daß sie eigensinnig, grillenhaft, hartnäckig ist, u. dgl." Doch alles dieß geht noch hin, denn diese schlimmen Beschreibungen sind gebräuchliche Redensarten, aber die Antwort des Mannes ist gar nicht erbaulich, denn die

Herren Morlachen sind als Männer bekannt, die solchen Verbindungen entsprechen. „Wohlan, sagt der Mann, wenn du so beschaffen bist, so werde ich dich schon zu Rechte zu bringen wissen, und ich will dich daher im voraus die Stärke meines Armes erkennen lassen.“ Bey diesen Worte nimmt er eine Stellung an, als schlüge er sie, und begnügt sich nicht immer, es nur bey der drohenden Geberde bewenden zu lassen. Diese rohe Sitte gilt bey allen illyrischen Völkern, auch selbst bey den Russen für einen Beweis der Liebe; ihre Weiber ertragen es lieber, geprügelt, als vernachlässiget zu werden. (Linné sagt von den Katzen: unter Schreyen und Raufen äußern sie ihre jämmerliche Liebe! Clamando rixandoque misere amant. D. Ü.) „Gewöhnlich scheinen, so bemerkt Fortis, die morlachischen Weiber und die Bewohnerinnen der nahen Eilande (nur nicht die der Städte) darüber nicht verdrießlich zu seyn, daß sie von ihren Männern, ja sogar manches Mahl von ihren Liebhabern Stockprügel empfangen.“

In der Gegend von Dernisa ist es Pflicht der jungen Ehefrau, während des ganzen ersten Jahres ihrer Ehe, die Umarmungen aller

Männer, die ihren Gatten besuchen, anzunehmen. Nach Verlaufe dieses Jahres entläßt man sie dieser Höflichkeit, oder vielmehr die Männer überheben sich selbst derselben ohne Mühe, da sich die Weiber, nach einstimmigen Berichten aller Reisebeschreiber, unreinlich halten, und auf den Riechsinn nicht angenehm wirken. — So sagt Cassas: die Weiber aller dieser Länder sind höchst schmutzig: von ihren Männern sind sie verlassen, wie ihre Lastthiere, und sich selbst und dem Unglücke Preis gegeben, müssen sie alle möglichen Arbeiten unternehmen, und jegliches Ungemach ertragen." — Ein Morlache von der gezierteren Art würdigt nach einiger Zeit seiner Ehe sein Weib nicht mehr, sie zur Ehre seines Bettes zuzulassen. Die Arme muß auf dem Fußboden liegen, und darf den Bund Strohes, auf dem ihr Tyrann liegt, nicht theilen. Er selbst erröthet nun, eine solche Lebensgefährtinn zu haben. — Fortis erzählt, daß die Männer, wenn sie vor ansehnlichen Männern von einem Weibe sprechen, sich immer einer Redensart bedienen, die man anderwärts bey Nennung verächtlicher Thiere oder Bezeichnung ekelhafter Begriffe ge-

braucht: Sie verzeihen! mit Erlaubniß! Die noch etwas artigen Morlachen sprechen von ihrem Weibe mit folgenden Worten: Da prostite, moya Schena! mit Vergebung, mein Weib!"

In der Schwangerschaft schonen diese Weiber weder sich selbst, noch ihre Leibesfrucht, aber zum Glücke genießen sie auch einer solchen Leibesbeschaffenheit, daß das Mißgebären höchst selten ist. Am Ziele ihrer Schwangerschaft begeben sie sich an einen entlegenen Ort z. B. in den Stall, und sind noch sehr glücklich, wenn ihnen eine Nachbarinn beystehet. Oft gebären sie auf dem freyen Felde; dann lösen sie selbst das Kind ab, waschen es im nächsten Bache, und bringen es nach Hause; am folgenden Morgen gehen sie wieder an ihre gewöhnliche Beschäftigung, als wenn sich gar nichts zugetragen hätte. Der Gebrauch, die jungen Illyrier im kalten Wasser zu waschen, war auch unter den alten Bewohnern Italiens gemein. So sagt ein berühmter Poet:

Durum a stirpe genus, natos ad flumina primum
Deferimus, saevoque gelu duramus et undis.

Hart vom Beginn' ein Geschlecht, so bringen die Kinder an Flüsse
Wir und härten sie ab in den Wellen und grimmiger Kälte.

Diese kleinen Geschöpfe werden in wenige Lumpen gehüllt; sie kriechen schon nach drey bis vier Monathen auf den Knien herum. Eine so harte Erziehung trägt nicht wenig dazu bey, sie stark zu machen und sie gegen die größte Kälte abzuhärten. — Die Mütter säugen ihre Kinder so lange, bis sie endlich durch eine neue Schwangerschaft gezwungen werden, davon abzustehen; und wenn letzteres auch erst nach vier oder fünf Jahren geschieht, so entwöhnen sie doch dieselben nicht eher. „Dieser Gebrauch, sagt Fortis, scheint zu bestätigen, was man von der Länge der Brüste erzählt, die den morlachischen Weibern das Säugen ihrer Kinder selbst über die Schulter und unter dem Arme zuläßt."

Die Knaben sind bis ins vierzehnte oder fünfzehnte Jahr, selbst bey großer Kälte bloß mit dem Hemde bekleidet. Sehr spät beginnen sie Hosen zu tragen. Auch ihre Nachbarn, die Bosniacken, haben eben denselben

Gebrauch, aber nicht bloß aus Geschmack, sondern um so lange als möglich dem Karatz, oder dem Kopfgelde (einer allgemeinen türkischen Steuer) auszuweichen. Dieses Kopfgeld wird nicht nach dem bestimmten Alter abgenommen, sondern nach der Zeit, in welcher der Knabe Hosen zu tragen beginnt; denn erst von nun rechnet man, daß er fähig ist, sich sein Brot selbst zu verdienen.

Die Taufe geschieht hier beyläufig, wie bey den übrigen Illyriern. Bey Gelegenheit einer Geburt, und vorzüglich der des ersten Kindes senden alle Verwandte und Freunde den beyden Ältern Eßwaaren, aus denen eine große Mahlzeit, Babine, das Kindsmahl, zugerichtet wird. Die Mutter darf erst nach vierzig Tagen, und erst nach der Reinigung, durch die Einsegnung des Priesters, wieder in die Kirche gehen.

Die Erziehung der Morlachen ist sehr strenge. Die Kinder werden bey Zeiten angehalten, starke Fußgänge zu machen, den Mangel und den Ungestüm des Wetters zu ertragen.

Im Kriege sind die Morlachen treffliche Schildwachen. Im Hinterhalte bleiben sie in

ihrer Stellung, ohne sich auch nur durch die mindeste Bewegung zu verrathen. Die räuberischen Morlachen bedienen sich eines seltsamen Kunstgriffes, den unglücklichen Reisenden zu überlisten. In einem Gebüsche stellen sie ihre rothe Mütze (Tschako) und den gestreiften Shawl, der ihnen statt des Mantels dient, so auf, daß es das Ansehen hat, als läge hier jemand im Hinterhalte. Beym Anblicke der Puppe meint der Reisende, einen Morlachen vor sich zu haben, er schlägt die entgegengesetzte Richtung ein, aber fällt eben dadurch und durch die Berechnung des Morlachen, der von der Furcht jene Wendung erwartet hat, seinem Feinde in die Hände.

Die Spiele der Morlachen sind denen der Griechen ähnlich, das heißt, es sind Versuche der Stärke und Gewandtheit: hohes Springen, Wettlaufen, Steinwerfen u. dgl. Ihr Tanz (Plessa) ist der Colo, und der Kreistanz der Illyrier und Morgenländer, der sich aber schon in Luftsprünge endiget (Skozzigori); für diesen abmattenden Tanz haben sie dennoch eine solche Vorliebe, daß selbst die Weiber, wenn sie Abends ganz ermattet von der Feldarbeit nach Hause kommen, nach kur-

zer Ruhe Theil daran nehmen. Musik machen sie sich, in der Mitte des Kreises, mit dem Dudelsacke (Koßlo), oft mit der Geige (Gußle). Ihre Gesänge sind meisten Theils sehr traurig. H.

Die gewöhnliche Beschäftigung der jungen Morlachen ist die Schafe in den Wäldern und zwischen den Gebirgen zu hüten. Sie benützen dabey die Stunden der Muße zur Ausführung verschiedenen Schnitzwerkes in Holz, was sie mit ihrem gewöhnlichen Messer verrichten. Diese Arbeiten sind den grobgebildeten Thiergestalten ähnlich, welche die schweitzer und die schwäbischen Hirten aus den harzigen Hölzern schnitzen, die hernach durch Hausirer im Großen aufgekauft, und um geringe Preise fast auf dem ganzen Festlande Europa's verkauft werden. Aber die jungen Morlachen verfertigen noch außerdem Schalen und Pfeifen, die sie mit erhobenen Bildwerken von seltener Arbeit schmücken.

Die gewöhnlichste Nahrung der Morlachen besteht in Milch und Milchspeisen aller Art. Sie lassen die Milch mit Essig in die saure Gährung übergehen, und erhalten so ein sehr erfrischendes Getränke. Ihre belieb-

teste Speise besteht in Käse, der in heißer Butter gebacken ist. Ihre kleinen Kuchen, Pogaccie, die ihnen statt des Brotes dienen, werden aus einem Gemische vom Mehle der Gerste, des Hirses, des Mais, des Mohrhirses (Sorgho, Holcus Sorghum Linnéi), und auch des Weitzens, wenn sie welchen erlangen können, bereitet und unter der heißen Asche gebraten. — In Menge genießen sie Wurzelwerk und Küchengewächse, sie lieben das Sauerkraut der Deutschen sehr. — Für gebratenes Fleisch haben sie ein solche Vorliebe, daß sie kaum im Stande sind, derselben genug zu thun; aber mit wahrer Leidenschaft lieben sie den Lauch, und die Schalotte (oder den askalonischen Lauch). „Schon von weitem, sagt Fortis, verkündigt sich der Morlache durch die Ausdünstungen seines geliebten Lauches. Es fällt mir dabey ein, daß Stilpon, als er gegen das Verboth nach genossenem Knoblauche in den Tempel der Ceres gegangen war, und darüber zur Rede gestellt wurde, folgende Antwort gegeben: Gebt mir etwas Besseres, dann werd' ich keinen Knoblauch mehr essen. — Aber die Morlachen würden diese Bedingung nicht setzen, die ihnen

vielleicht sogar nicht einmahl nützlich wäre, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß der tägliche Gebrauch dieser Pflanzen zum Theile die schädliche Eigenschaft ihrer Wässer (mildert, oder gar) verbessert, indem die Bewohner mehrerer Bezirke ihr Getränk während des Sommers aus kothigen Behältern und faulenden Bächen zu nehmen gezwungen sind. — Vielleicht tragen eben diese Pflanzen bey, die Gesundheit und Stärke dieser Leute zu erhalten. Man findet unter ihnen eine Menge frischer und behender Alten, und ich bin, Horazen zum Trotze, geneigt die Ehre dessen dem Knoblauche zuzuschreiben." — Aber so weit geht die Sorglosigkeit der Morlachen, daß sie für ein Erzeugniß, dessen Bau für sie so leicht wäre, und für diese ihre Lieblingsspeise dem Auslande zinsbar bleiben! denn sie lassen aus Ancona und Rimini jährlich für mehrere tausend Ducaten Knoblauch hohlen.

Das hohe Alter der Morlachen auf eine feste Zahl zu bestimmen, ist sehr schwierig. Die meisten derselben wissen die Zeit ihrer Geburt nicht und sie kümmern sich auch nicht darum, solche genau zu erfahren. Und da überdieß eben die nämliche Eitelkeit, die einst das

Alter zu vermindern suchte, nach einem gewissen Zeitpuncte dasselbe größer angeben will, so mag es wohl seyn, daß mehrere dieser Hunderter in der That nicht über die achtzig hinaus seyen. Übrigens gibt es unter ihnen doch keinen mehr, der, wie der Illyrier Dando, dessen Plinius *) erwähnt, die Anmaßung äußerte, fünf hundert Jahre gelebt zu haben.

Wir wollen nun die Behandlung der Morlachen während ihrer letzten Krankheit beobachten. Man muß sich wirklich so bestimmt fassen, und bloß „der Krankheit, oder einer Classe der Krankheit" sagen, denn ihre glückliche Leibesbeschaffenheit verhindert sie, die Kenntniß mehrerer Krankheiten zu erlangen, sie leiden vielmehr nur an einer Classe derselben, nämlich der entzündlichen, deren Ursache gewöhnlich verhinderte Ausdünstung und Folge der heftigen Leibesbewegung bey ihren Tänzen, ist. — Im Falle der Krankheit rufen sie keinen Arzt zu Hülfe, sondern sie ver-

*) Alexander Cornelius memorat, Dandonem illyricum quinque centum annos vixisse. Plinius l. 7. cap. 48.

suchen es, sich selbst zu heilen. Das erste Heilmittel und die erste Zuflucht ist eine starke Gabe Branntwein, den sie vorher auf Pfeffer oder Schießpulver, in verschiedener Menge nach der Größe oder Hartnäckigkeit des Übels, aufgegossen haben. Der Zweck dieser und aller ihrer angestrengten Bemühungen ist, einen häufigen Schweiß hervorzubringen, wozu sie sich im Winter mit Kleidungsstücken über und über bedecken, im Sommer aber auf den Rücken in die Sonne legen. — Ihre Weise, Leibesverstopfungen zu heben, besteht in der Auflegung einer großen sehr erhitzten Steinplatte. Rheumatische Schmerzen vertreiben sie durch einen im Feuer glühend gemachten Stein, den sie mit einem benetzten Tuche umwickelt auf den leidenden Theil legen. — Die nach einem langwierigen Fieber verlorne Eßlust suchen sie durch häufig genossenen Essig (der sonst ein Mittel zur Schwächung der Verdauung ist. Anm. d. Ü.) zu erlangen; auf Quetschungen und Wunden legen sie eine röthliche Eisenerde (also entweder rothen Eisenocher oder Röthel). — Aber ihr Hauptmittel, dessen sie sich gegen alle Übel bedienen, ist der Zucker; Sterbende sogar müssen ganze Stücke desselben ver-

schlucken, um sich nach morlachischer Redensart das Bittere der letzten Augenblicke zu versüßen.

Wenn ein Morlache endlich dem Übermaße seines Leidens erlegen ist, so erschallt das ganze Haus von dem Geschreye der gesammten Familie. Die Freunde des Todten kommen, sprechen ihn mit ernstlichen Worten an, und geben ihm verschiedene Aufträge für die andere Welt. Aber bald wird der Lärm noch verstärkt, denn man dingt Klageweiber (Szuzechi) in einer den Glücksumständen der Erben angemessenen Zahl, die nun ein bezahltes, aber um so jämmerlicheres Geschrey ausstoßen. Hacquet *) erhielt, als er zum ersten Mahle Zeuge eines solchen Trauerspieles war und sich um den höchst beklagten Verstorbenen erkundigte, von einem dieser Klageweiber die Antwort: Ach! Sie sehen doch wohl, daß er ein reicher Mann war, und wie seine Erben keine Kosten sparen! — Auch hier liegen die Waffen zu seinen Füßen, neben ihm

*) Ein deutscher Reisender, sagt Breton, als wäre es nicht Hacquet gewesen!

seine Tabakspfeife mit Tabak; auch hier wird gefragt, warum er gestorben sey. H.

Wenn die Stunde der Beerdigung erschienen ist, so wird der Leichnam mit einem weißen Leintuche bedeckt und in die Kirche getragen. Nach der Beerdigung kehrt die ganze Begleitung mit dem Pfarrer in die Wohnung des Verblichenen zurück; hier erneuert man die Gebethe für denselben, und hält alsdann eine große Mahlzeit, bey welcher die meisten Gäste durch übermäßigen Trunk ihren Verstand verlieren. — Die Zeichen der Trauer bestehen bey den Männern in dem Tragen einer blauen oder veilchenfarbigen Mütze, und dem Wachsen des Bartes. Die Weiber hüllen den Kopf in ein blaues oder schwarzes Tuch, auch bedecken sie alles, was an ihren Kleidungsstücken roth gefärbt ist, mit schwarzen Lappen. — Während des ersten Jahres nach dem Hinscheiden eines Morlachen besuchen die weiblichen Glieder seiner Familie an allen Feyertagen sein Grab, über welchem sie Blumen und gewürzhafte Kräuter ausstreuen, nach Art der Türken Bäume pflanzen, und ihre Klagen wiederhohlen. — Wenn sie an Ausübung dieser frommen Pflicht gehindert wur-

I.
Ein Mòrlache. More-vlah.

V. 16 r.

den, so unterlassen sie nicht, sich bey nächster Gelegenheit zu entschuldigen und über ihr Betragen Rechenschaft abzulegen, gleichsam als wäre der Todte fähig sie zu hören. Auch befragen sie ihn, in den wunderlich seltsamsten Fragen, um Nachrichten aus der anderen Welt. Alle diese Reden geschehen nicht in dem natürlichen Ton ihrer Stimme, sondern in einem kläglichen und abgemessenen, als sagten sie gelernte Sätze auf.

Die Trachten der Morlachen sind nicht überall ganz dieselben, und dieß ist die Ursache, daß die Beschreibungen derselben bey Cassas, Fortis und anderen Reisenden nicht mit einander übereinstimmen. Die hier beygefügten Kupfer werden einen genauen Begriff der gewöhnlichsten Bekleidungen geben.

Die Männer bedecken den Kopf mit einer hohen Pelzmütze, den Kolbak; die Haare fallen frey auf den Nacken hinab. — Über dem Hemde tragen sie ein weißtüchenes langes Unterkleid, (odecha) mit farbigen Schnüren eingesäumt, und vorne mit Knöpfen oder Schnüren zum Schließen versehen. H. — Das Leibel und die langen Hosen (Hlache) sind weiß und mit blauen Zierathen ausgenäht (siehe das vor-

hergehende Kupfer). An dem ledernen Gürtel (Popruck) hängt ein Messer (Hanzhar) und der Tabaksbeutel. Das Oberkleid (Halyna) hat Ärmel und reicht bis unter die Knie. Die Socken (Navlakaza, eine Art kürzerer Kamaschen) haben die Gestalt von Halbstiefeln; sie sind aus grober weißer Wolle gestrickt, am oberen Rande mit Stickerey eingefaßt und an der Seite mit einem Ausschnitte versehen. — Darüber tragen sie Bastschuhe (Opanke), manches Mahl Halbstiefeln (Kepengek). H. — Die verheiratheten Männer gehen, wenn sie auch nicht zum Soldatenstande gehören, fast nie ohne ihren soldatischen Anzug aus dem Hause; sonst tragen sie den Beilstock (den Tschakan, Szakan, kleine Hacken an langen Stielen). H. Ein langer Shawl, mit wollenen Franzen eingesäumt, hängt mit einiger Zierlichkeit von der linken Schulter hinab; in ihn winckeln sie sich bey stürmischem Wetter, wie in einen Mantel. (Siehe das beygebundene Kupfer.)

Der Kopfputz der Weiber besteht in einem weißen Tuche (Cyjepz), dessen mit rothen und blauen Bändern eingefaßte Enden über die Schultern hinabsinken; von den hinteren En-

I

Morlachin. Morlache.

V.162

den fallen zwey blaue Schnüre über den Rücken hinab. Die Weiber der städtischen Morlachen (zu Zeng, Carlopago u. s. w.) tragen auf dem Kopfe das Pasholat, das aus einem blendend weißen Flortuche gemacht, und mit dickköpfigen Nadeln eingesteckt ist *) (Siehe das Kupfer.) — Das Hemd reicht bis auf die Knöchel und ist mit weiten Ärmeln versehen; darüber haben sie einen langen leinenen Rock ohne Ärmel (Szampr), der bis an den Nabel offen ist, und durch einen baumwollenen Gürtel (Pas) geschlossen ist; die beyden Enden des Gürtels hängen über die Waden hinab. Ihre weißtüchene Jacke (Halza) geht bis an die Knie. Sie tragen Strümpfe und Opanken. H. — Die Mädchen tragen rothe Mützen, diese sind mit Münzen und Muscheln besetzt, vorzüglich mit den Porzellanschnecken (Cypraea Moneta des Linné), die auf einigen afrikanischen Küsten, unter dem Nahmen Kauri, als Münzen gebraucht werden. — Um den Hals tragen sie Glasperlen,

---

*) Breton sagt: es sey mit Gold- oder Silberstickerey eingefaßt.

oder an einer Schnur ein Kreutz, oder Münzen. H. — Die morlachischen Bäuerinnen sind geschickte Arbeiterinnen. Oft machen sie starke Fußgänge über die Alpen des Vratnik, Vehlebich und der Capella, wobey sie einen ledernen Schlauch voll Wein, ein Kind auf dem Rücken und oft noch eines im Schooße tragen; aber ungeachtet dieser schweren Last spinnen sie doch ohne Unterlaß, um von der Zeit jeden Nutzen zu ziehen und die lange Weile zu verscheuchen. Sie sehen so ganz den Negersclavinnen von Loango gleich, die Stedmann abgebildet hat. (Siehe das Kupfer.) Eben diese Sitte üben auch die arbeitsamen Bäuerinnen in Spanien und Portugal aus.

Die Morlachen sind theils Katholiken, theils der griechischen nicht-unirten Kirche zugethan, aber beyde Theile haben die sonderbarsten Vorstellungen von der Religion, und ihre Geistlichen sind unglücklicher Weise beflissen, sie in dieser Unkenntniß zu erhalten. Kaum gibt es jemanden unter ihnen, der nicht an die Wirklichkeit von Gespenstern (Geistern der Abgeschiedenen) und an alle Blendwerke der Hexerey glaubte. — Sie glauben auch an die sogenannten Vampire (hier Vakodlak ge-

Blutsauger – Sang[illegible] – { [illegible] aber sind nicht [illegible] Aberglauben [illegible] werden [illegible] Blutsauger.

I

Morlachin. Morevlaha.

F. 161.

nannt), denen es eine Lust seyn soll, den Kindern das Blut auszusaugen. Wenn einer dieser Menschen, der Schrecken eines ganzen Bezirkes, hinscheidet, so schneidet man ihm die Sehnen der Kniekehlen ab, und zersticht ihm alle Theile des Leibes mit Stecknadeln; alles in der Absicht, daß der Vampir gehindert werde, unter die Lebenden zurück zu kehren. Und wie sollte man nicht an solche scheußliche Blutsauger glauben, da sogar manche Morlachen in ihren letzten Stunden vorgeben: „sie fühlten sich geneigt, Vakodlak zu werden," und sie sind so sehr überzeugt, zu dieser verabscheuten Art zu gehören, daß sie ihre Verwandten bitten, sie nach ihrem Tode als solche zu behandeln. — Der unerschrockenste Haiduck ergreift beym ersten Anblicke eines Gegenstandes, den er für ein Gespenst oder einen Poltergeist hält, die Flucht, und ähnliche Erscheinungen zeigen sich ihrer lebhaften Einbildungskraft und großen Leichtgläubigkeit sehr oft. — Es ist merkwürdig, daß es diese muthvollen Menschen für keine Schande halten, ähnlichen Schrecken unterworfen zu seyn, sie entschuldigen ihre Furchtsamkeit in diesem

Puncte mit einem illyrischen Sprichworte, das fast mit Pindars Verse übereinstimmt:

Gespensterfurcht bringt Göttersöhne selbst zum Fliehen.

Die morlachischen Weiber sind natürlich dem Aberglauben mehr noch, als ihre Männer unterworfen, und glauben endlich sogar, daß sie selbst Hexen seyen. Den alten Hexen schreibt man Thaten zu, die allen Glauben übersteigen. So ist man der Meinung, daß sie die Gewalt hätten, den Kühen ihrer Nachbarn die Milch zu benehmen, um sie zur Vermehrung derselben bey den ihrigen zu verwenden. Fortis erzählt eine hierher gehörige Wundergeschichte, die ihm auf seiner Reise ein Franciskaner, mit Bekräftigung der Wahrheit durch einen Eidschwur, mittheilte. Der Franciskaner schlief mit einem jungen Morlachen in einem Zimmer. Er lag wachend, als er zwey Hexen hereintreten, und deutlich sah, wie sie den Leib des jungen Menschen eröffneten, sein Herz herausnahmen, das sie nun brateten, um es aufzuessen. Beym Erwachen fühlte der Jüngling die Stelle seines Herzens leer, und in diesem Augenblicke war der Zauber gelöst: die Hexen entflohen und lie-

ßen auf der Gluth das halbgebratene Herz liegen. Der Franziskaner, der sich bisher nicht gerührt hatte, weil auch er bezaubert gewesen, hatte nun erst die Kraft, aus dem Bette zu steigen. Er beeilte sich, das Herz des jungen Morlachen zu retten, und ließ ihn solches verzehren. Bald darauf fühlte dieser, wie man es auch erwartet, dieses Eingeweihte auf seine alte Stelle zurückkehren. — Nach Fortis würden sich die guten Leutchen, denen der Franciskaner dieses Abenteuer erzählte, nicht unterstehen, den Verdacht zu hegen, daß dieses ganze Abenteuer bloß ein liederlicher Auftritt sey, denn, nach dem eigenen Geständnisse des Franciskaners, war eines der beyden Weiber noch ziemlich jung, und wahrscheinlich waren einige von ihnen ihm gereichte Gläser Wein der angewandte Zauber, der ihn über alles, was er sehen oder zu sehen glauben sollte, täuschte. (Carl Nodier erzählte in seinen trefflichen Aufsätzen über die Slaven, im Journal des Debats 1814 — eben dieses Geschichtchen.)

Es gibt zwey Arten von Hexen: die schlimmen, Ujeztize, suchen nur Übels zu vollführen, aber die gutthätigen, Bahornitze,

vernichten ihre Zaubereyen. Aber obgleich diese Weiber so entgegengesetztes Streben ausüben, so sind sie doch in einem wesentlichen Puncte eines Sinnes: beyder Anstrengungen gehen nämlich dahinaus, die Leute zu betriegen, zu narren. Dieses geht so weit, daß es unklug wäre, vor einer Bahornitze über die Betriegereyen der Ujeztize zu schimpfen, denn dadurch griffe man die ganze Zunft an, und beleidigte auch die wohlthätigen. Je mehr Missethaten geschehen, desto größer ist auch die Nothwendigkeit, seine Zuflucht zu Zaubereyen zu nehmen, um die Wirkung der ersteren aufzuheben.

Schon oben war die Rede von den Amuletten, welche den Morlachen als Verwahrungsmittel gegen Zaubereyen sehr theuer verkauft werden. Diese mystischen Zettel heißen Zapis (spreche Sapis, das heißt, Geschriebenes! D. Ü.), denn auf ihnen ist der Nahme eines Heiligen geschrieben. Die Morlachen tragen sie in ihre Mützen eingenäht, und hängen sie selbst dem Viehe an die Hörner. — Wenn ein zufälliger Erfolg die Nützlichkeit der Zapis bestätigt, so ruft gleich alles: Wunder! Durch das Beyspiel ihrer Nachbarn

hingerissen, kaufen sogar die Türken dieselben, und die Ausfuhr der Talismane ist für dieses Land ein bedeutender Handel. — Überdieß legt man hier noch verschiedenen Münzen, die im Mittelalter im römischen Reiche deutschen Volkes, oder zu Venedig ausgeprägt sind, wunderthätige Eigenschaften bey, man bezeichnet sie mit der allgemeinen Benennung der Münzen der heiligen Helena. Auch hat man die höchste Ehrfurcht vor den ungrischen Münzen (Petizze), auf welchen die Gestalt der heiligen Jungfrau abgebildet ist. — Überhaupt ist in diesen Gegenden das Zutrauen zu dem Bildnisse der heiligen Jungfrau so groß, daß selbst die Türken (nämlich die angränzenden illyrischen Volksstämme im türkischen Gebiethe. D. Ü.) jenen Bildnissen der heiligen Jungfrau, die für wunderthätig gehalten werden, reiche Gaben zusenden, ja sogar vor ihnen Messen lesen lassen! (Dieses alles mag doch nur von den christlichen Unterthanen der Türken gelten? D. Ü.) — Doch sind eben diese Menschen, welche so viele Ehrfurcht vor Unserer Lieben Frau bezeigen, und die nach den Worten ihrer eigenen Religion ihren Sohn, Jesus Christus, für ei-

nen großen Propheten halten müssen, durch Parteysucht und blinden Fanatismus zu einem seltsamen Widerspruche hingerissen, denn sie verabscheuen den gewöhnlichen Gruß der Christen, der auch bey den Einwohnern dieser Küsten gebräuchlich ist: Huaglian Issus (Gelobt sey Jesus!), sie gebrauchen dafür die Redensart: Huaglian Bog (Gelobt sey Gott).

Inhalt

des ersten Bändchens.

Einleitung.
Die Religion der Illyrier überhaupt.
(Die Einwohner Krains.)
I. Abschnitt. Die Geilthaler. Silauzi.
II. Abschnitt. Die Krainer. Krainze (Oberländer Gorenzi.)
III. Abschnitt. Die Istrier. Istriane.
IV. Abschnitt. Die Japiden, Tschitschen, Karster und Poiker.
V. Abschnitt. Die Unterländer. Dolenzi (eigentliche Wenden).
VI. Abschnitt. Die Wipacher. Vipauze.
VII. Abschnitt. Die Gottscheer. Hotschevarie.
VIII. Abschnitt. Die Liburnier. Liburnze.
IX. Abschnitt. Die Morlachen. Moravlassi.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Breton, Jean Baptiste Joseph, / Hacquet, Balthasar, / Schuster, Johann,

Illyrien und Dalmatien oder Sitten, Gebräuche und Trachten der Illyrier und Dalmatier, und ihrer Nachbarn ; mit 36 Kupfern, theils nach Hacuets Werke, theils nach neuen Originalzeichnungen
Bd.: 1

Pesth (1816)

BA/Austr. 753-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009146-0